


VE
RI
TAS

Deutsche Charaktere.



Von

Gustav Kühne.

Zweite Ausgabe.

Mit dem photographischen Bildniss des Verfassers.

Erster Theil.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Friedrich der Große.

Lessing. Moses Mendelssohn. Kant.

Leipzig,

Ludwig Denicke.

1866.

Vorwort.

In den Wirren der Gegenwart thut es noth, wiederholt jene Säulen aufzurichten, an welchen Deutschland seine Träger hat.

Mit dem preußischen Friedrich, dem König der Aufklärung, und seinem Mit- und Nachgefolge, Lessing, Moses Mendelssohn und Kant, beginnt diese Gallerie von Charakterbildern.

Zu den vier norddeutschen Männern lieferte der deutsche Süden in Kaiser Joseph und Mozart seine nothwendigen Gegenpole. Nichts charakterisirt Preußen schärfer als Kant, nichts Oesterreich bestimmter als Mozart. Klinger, Forster und Hölderlin sind deutsche Vorläufer der Revolution, die nach Osten und Westen hin uns verloren oder in sich selbst zu Grunde gingen. In den beiden Dioskuren am Hofe Karl Augusts, in Goethe und Schiller, gipfelte sich der Aufbau eines idealen Deutschlands. Neben dem idealen wollte sich in und mit Jean Paul auch wieder von

unten auf ein reales Deutschthum gestalten, für das die Romantiker im Schacht der Vergangenheiten eine alte Basis zu finden trachteten.

Ludwig Tieck und Heinrich v. Kleist sind die hervorleuchtendsten Gestalten dieser Richtung, für welche die Patrioten sittlich und national eine neue Kraftentfaltung eröffneten. Fichte und Schleiermacher schufen in Philosophie und Religion ein neues deutsches Jahrhundert. Beim Beginn eines politisch-nationalen Deutschlands ergaben sich in Arndt und in Uhland die zwei sich ergänzenden Elemente des deutschen Nordens und Südens. Die Epochen der Aufklärung, der Revolution, der goldnen Litteratur, der Romantiker und der Patrioten folgten sich nothgedrungen und riefen eine die andere als Gegensatz und Ergänzung auf. Von Friedrich dem Großen bis Ludwig Uhland liefern diese neunzehn Schilderungen eine deutsche Culturgeschichte des vorigen und des laufenden Jahrhunderts in monographischen Stand- und Brustbildern.

Dresden, im Juni 1866.

Der Verfasser.

I.

Friedrich der Grosse.

I.

Friedrich der Grosse.

Zeitgenossen und Geschichtschreiber nach ihm haben ihn den Großen genannt; die Begeisterung verstieg sich so weit, für ihn den Beinamen des „Einzigen" zu erfinden. Freilich war er groß und leider auch einzig in seiner Art. Unter den deutschen Fürsten war er ein Lessing, wie Lessing in der Litteratur Deutschlands ein Friedrich der Große. Hatten Beide kein getreues Nachgefolge, so stellt sich um so mehr die Frage, worin ihre einsam gebliebene Größe bestand, und war Jeder von ihnen ein Einziger, so liegt in dieser Bezeichnung, wenn sie richtig ist, zugleich die Andeutung, worin sie ihre Endschaft hatten, ihre Ergänzung forderten. Wenn Zeitgenossen nach dem Siege bei Leuthen König Friedrich ins Angesicht priesen, ihn einen Alexander von Macedonien nannten, ihn einem Cäsar an die Seite stellten, so lehnte er, nicht sowohl aus Bescheidenheit, als aus Einsicht diese Erhebung ab,

vertraulich dem Freunde erwiedernd, gegen Alexander gehalten sei er ein gamin, und Cäsar gegenüber nicht würdig, Diesem die Schuhriemen zu lösen. In einer gleich unerbittlichen, fast übertriebenen Schärfe der Selbstprüfung legte Lessing sein Geständniß ab, kein eigentlicher Dichter zu sein. In dieser Buße der Demuth, etwas Höheres über sich zu erkennen, liegt die eigenthümliche Größe dieser beiden hellen, klaren Geister, die im Leben dicht neben einander her gingen, bei soviel Gleichartigkeit sich nicht suchten, nicht fanden. In ihrer Demuth steckte nicht Kleinmuth, nicht Anspruchlosigkeit, vielmehr der Stolz des Bewußtseins, eine noch unerreichte Höhe der Aufgaben zu kennen, und das Gefühl einer annäherungsweisen Berechtigung zu den allerhöchsten Anforderungen. Sie forderten Beide viel von sich und von Andern, und die Ansprüche, die sie an sich selber machten, schärften in ihnen den unermüdlichen Thätigkeitsdrang, der schon ihr Jahrhundert und noch mehr die Nachwelt in Staunen setzt. Ihr Schaffensdrang war unersättlicher Wissensdurst. — „Du hast Recht: ich arbeite viel", schrieb Friedrich schon 1742 an den vertrauten Jordan: „ich thu' es, um zu leben, denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang." Und für Thatkraft und Forscherlust genügt kein frommer Wunsch, kein Nothbehelf des Gemüthes; ganz auf sich selbst und die Quellen in der eigenen Brust verwiesen, schöpften Friedrich und Lessing ihre Kraft aus sich selbst und erwuchsen so zu den stahlgepanzerten, hellgeschliffenen Gestalten, deren Dauerbarkeit

und deren Glanz ihresgleichen sucht. In der Bezeichnung des „Einzigen“ aber, womit die Vergötterung Friedrich zu schmücken glaubte, liegt zugleich ein Hinweis auf die gebrochene Entwicklung heimischer Dinge, auf die Verkümmerung dessen, was er schuf, denn der Staat, den er baute, war einzig und allein auf seine Persönlichkeit gegründet; Preußens Weiterentwicklung im bösen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrichs Principien, im bösen Sinne, weil sein Nachfolger den verstandeshellen lichten Tag in eine schwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit diesem Einverständniß, der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müsse den Staat erretten, die absolute Königsherrschaft endete und der Volksstaat in Preußen begann, beginnen sollte. Denn nicht erst bei Jena und Auerstädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von seiner aufgeklärten Despotie schwand schon unter seinem Nachfolger der Athemzug des freien Geistes, bei festgehaltner Form des unumschränkten Königthums, und aus dem gerühmten Musterstaate der Aufklärung ward eine in sich selbst verknöcherte Maschine. Friedrichs Freiheit war eben nur seine eigne Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meister auf der Flöte, beglückwünschte, den König in der Musik zu unterrichten, schüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Musik, sondern nur die Flöte, und eigentlich auch nicht die Flöte, sondern nur s e i n e Flöte. Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgesetze, keine For-

men für den freien sich selbst regierenden Staat, die Maschine, die er selbst nur in Gang setzte, stand still, sobald er sein Auge schloß; sein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.

Friedrich von Preußen steht an der Spitze unserer Charaktere, weil er in Deutschland als Herrscher das Zeitalter der Aufklärung heraufbeschwor. Aber er schöpfte aus fremden Quellen, und so ist er für sein Volk doch nur, was für Rußland ein Peter der Große gewesen. Daß in der Art, wie er Voltaire's Geist in seinem Staate verkörperte, deutsche Gesinnung, deutsche Willenskraft und deutsche Faust sehr wohl erkennbar bleibt, daß was er brachte, wenn auch fremdem Boden entlehnt, doch wie eine Errettung aus der Versumpfung unseres gesammten Lebens seit dem großen Glaubenskriege erschien: das macht ihn freilich zu einem deutschen Manne und erklärt es, wenn ihn das Zeitalter mit Begeisterung seinen Liebling nannte. Nachgebornen aber ziemt es nicht, sich vom bloßen Phänomen seiner Größe bestechen zu lassen, einem nachfolgenden Geschlecht, will es seiner würdig sein, kommt es zu, seine Größe in ihrem Kern und in ihrer Wurzel zu erfassen. Geschieht dies, so wird klar, daß Friedrich, der Schöpfer des Preußenthums, zugleich der Todtengräber Deutschlands wurde. Man bestattet freilich nicht Lebendiges, sondern Gestorbenes, und todkrank wenigstens war Germania. Und wenn man Todtes bestattet, geschieht's doch nicht mit Hohn, sondern mit Scheu, Beileid und Ehrfurcht, selbst mit dem Glauben, aus der Asche müsse und werde sich ein

Phönix erheben. Selbst auf dem Nothbehelf, den Friedrich am Abend seines Lebens hervorrief, selbst auf dem Fürstenbunde liegt der Fluch jener bloßen Negation, der es an der Zeugungskraft zur Neugestalt gebricht. Friedrich verhalf Deutschland zu keiner Neugeburt seiner politischen Form, und das neu erwachte germanische Leben flüchtete sich in die stilleren Räume des Denkens und Dichtens.

Friedrichs undeutsche Art lag nicht sowohl in seiner Persönlichkeit als vielmehr in dem nothgedrungenen Widerstand und Gegensatz zum Haus- und Staatsregiment seines Vaters, in welchem deutsches Wesen zur derben und rohen Hausknechtsnatur entartet war. Dies Gemisch von rechtschaffener Bravheit und blödem, hartknöpfigem Eigensinn nennt man vorzugsweise preußisch; es steckt aber eine starke Ader vom deutschen Naturell darin, nur war das Element des deutschen Hausvaters in Friedrich Wilhelms I. patriarchalischer Oberhoheit zur despotischen Willkür absoluter Souveränität zugespitzt, wie denn dieser Begriff mit fast päpstlicher Unfehlbarkeit von den französischen Ludwigen her sich der Köpfe deutscher Fürsten bemächtigt hatte. Die prunkenden Schaugerichte unumschränkter Königsherrschaft unter dem ersten preußischen Könige waren unter Friedrichs Vater in derbe Hausmannskost verwandelt; man wechselte die Teller, die Gerichte, aber die Küche blieb dieselbe. Die Familiengeschichte der Hohenzollern gefällt sich freilich in der Reihenfolge entschiedener Gegensätze; sie verwechseln sich aber sämmtlich mit dem Begriff des Staates, oder ordnen diesen

ihrer Person unter und stehen darin im Widerstreit zu dem großen Fritz, den sie ihren Einzigen nennen. Sein Glaubensbekenntniß lautete, nicht blos in der Zeit jugendlicher, kronprinzlicher Schwärmereien, sondern auch im Alter, als er hochbetagt einem jungen Fürsten, der sein Zögling war, ins Gewissen redete, daß der Fürst nur um des Volkes willen da sei, sich nur für des Staates ersten Diener anzusehen habe. Die Anmaßung, ein Recht über die Meinungen der Bürger zu haben, erschien ihm als der verwerflichste von allen Grundsätzen eines unmittelbar von oben eingesetzten Gottesgnadenkönigthums. „Müßte man nicht", so lautet sein eignes Wort in dem „Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten" — „müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu Einem Ihresgleichen gesagt hätten: Wir erheben dich über uns; weil wir gern Sklaven sein wollen, und geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: Wir bedürfen deiner, damit du die Gesetze aufrecht erhältst, denen wir gehorchen wollen. Und wir fordern von dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung stattfinden kann, und diese Toleranz ist sogar so vortheilhaft für die Gesellschaft, wo sie eingeführt ist, daß sie das Glück des Staats ausmacht. — Und damit ein Fürst die Pflichten, die er zu erfüllen hat, nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der

erste Finanzier, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er das alles nicht blos vorstellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts als der erste Diener des Staats und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte." (Oeuvres de Frédéric. Tom. 6.) Wir sind heutzutage so weit, die Fürsten persönlich als unantastbar und unverantwortlich anzusehen, falls ihre Minister dem Volke in seinen Vertretern Rechenschaft ablegen, während Friedrich von der Verpflichtung der Fürsten spricht, ihre Mitbürger als Richter über sich zu wissen. Und solch Gelübde des Jünglings hielt und bestätigte das Bekenntniß des Regenten, obschon er Alleinherrscher war und blieb, vom Recht der Stände und Landschaften nichts wissen wollte. Daß Graf Herzberg nach seinem Tode, bei Errichtung seines Standbildes in Stettin, von ihm rühmte, er habe gern auf die Willensmeinung der Stände gehört, war eine Lüge, ein politischer Nothbehelf, um 1793, wo in Frankreich ein Königshaupt fiel, in Deutschland dem Königthum den verlornen Stützpunkt im Volke zu geben. Friedrich erkannte kein Recht ständischer Mithülfe. In Ostfriesland und Schlesien bestätigte er zwar dem Worte nach, was er an landständischer Selbstverwaltung vorfand, ließ es aber der Sache nach einschlafen. In den alten Provinzen war schon zur Zeit des großen Kurfürsten, seit dessen Einführung der allgemeinen Accise zur Deckung der Kosten eines stehen-

den Heeres, das Steuerrecht beseitigt, alle Willenskraft zur Selbstverwaltung und zur Bestätigung der Leistungen für die öffentlichen Bedürfnisse erschlafft, das Recht dazu gewaltsam gebrochen oder stillschweigend vernichtet. Auch die liberale Despotie wähnt Alles für das Volk, nichts mit dem Volke thun zu müssen; sie stellt die Monarchie auf diese gefahrvolle Spitze des persönlichen Herrscherwillens, auf eine Spitze, die irgendwie plötzlich bricht. Aber Friedrich stellte die Person des Fürsten unter den Begriff des Staates, machte sich zu dessen erstem Bürger und Diener, und hierin liegt seine Größe als Staatsmann. Die Fürsten sind seitdem der Völker wegen da, die Völker nicht der Fürsten wegen.

Er hatte sich dies Glaubensbekenntniß nicht selbst festgestellt, es war ihm mit der französischen Aufklärung aus der Hand Voltaire's überliefert. Voltaire war schon in jungen Tagen der Gegenstand seiner Schwärmerei; Voltaire's Principien blieben seine Religion, auch nachdem die eitele, rach- und gewinnsüchtige Persönlichkeit des Apostels dieser neuen Religion des Jahrhunderts ihm widrig, zweideutig und leid geworden. Freilich steckte auch Gift in der Blüthe dieser französischen Cultur. Frankreich hatte die unumschränkte Monarchie auf die gefährliche Spitze päpstlicher Unfehlbarkeit und sultanischer Willkür gestellt; Frankreich mußte diese Spitze brechen. Das Gottesgnadenkönigthum flüchtete sich mit allen seinen Schwächen, Sünden und Gebrechen hinter die bindende und lösende Gewalt des Priesterthums, und Voltaire ward der witzige,

hohnlachende Godegiesel in der Aufklärung des Jahrhunderts. Mit der Milch dieser Weisheit sog Friedrichs junge Seele auch Gift ein. Die Lust der Freiheit von den Fesseln der Hierarchie und des Aberglaubens verstieg sich bis zur Vermessenheit des Aberwitzes, die offenbarte Religion für Priesterbetrug, den christlichen Glauben für die tiefste Knechtschaft des Geistes, für ein Brandmahl der Menschheit zu erklären. Friedrichs Haß gegen alles Priesterthum war der Bodensatz des Voltaireschen Witzes. Hatte er doch am Hofe des Vaters den beschränkten Formeldienst des christlichen Glaubens in abschreckender Gestalt und im Verein mit der Barbarei der Unbildung kennen gelernt. Er war als Knabe physisch zart und sah um sich her die Pedanterien des rohesten Soldatenthums. Sein ursprünglich fein gearteter Sinn lechzte nach Nahrung, und Bildung des Geistes und Gemüthes galt für weichliche Entartung. Geistlose Frömmelei machte ihn zum Zweifler und Spötter. Von den platten deutschen Scherzen des väterlichen Tabakscollegiums flüchtete er sich zur feinen, frivolen Persifflage der französischen Satyre. Seine reizbare Sinnlichkeit, ohne alle Genugthuung und Pflege, übersprang gemach alle Schranken der barbarisch gebotenen Zucht, bis ein Unmaß des Genusses in einem unnatürlichen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht endete, vielleicht just in der Zeit, wo die Despotie des väterlichen Willens ihm eine einfach stille, aber reizlose Gattin aufnöthigte. Liegen hier Geheimnisse für den Biographen, so hat auch der Psycholog, der sein Bild zeichnen

will, auf Lösung und Enträthselung nur hinzudeuten, um die Genesis dieses seltenen Geistes zu erklären.

Einen hervorspringenden Moment in der Geschichte seines jugendlichen Lebens bot 1728 ein Besuch mit dem königlichen Vater am Dresdener Hofe. Aus der Betstunde und vom Tabakscollegium des Vaters, wo der Bierkrug schäumte und ein Talglicht brannte, plötzlich auf einen ganzen Monat an den üppigen Hof eines deutschen Sultans versetzt! Sparta und Athen sammt Korinth konnten nicht stärkere Gegensätze sein, als damals Berlin und Dresden, Brandenburg und Sachsen. Die polnische Königskrone war auf Kosten des Gewissens erworben, auf Kosten des kursächsischen Landes ein Klein-Versailles in der sonst ehrsamen Stadt an der Elbe entworfen. Dem gottesfürchtigen Corporal von Preußen war diese heidnische Ueppigkeit ein Gräuel; seinem sechzehnjährigen Fritz stülpte er auf einem Hoffeste beim transparenten Anblick einer entschleierten lebenden Venus den Hut vor die Augen. Die lockende Anadyomene, die schöne Formera, war dem Prinzen, hieß es, vorgeführt, um seine Sinne von der schönen Orzelsca abzulenken. Gleichwohl schien sein junges Herz, von den Reizen dieser Seitentochter König Augusts entzündet, dauernd gefesselt zu sein, da er auch beim Gegenbesuch des sächsischen Hofes in Berlin sich der Gunst dieser Huldgöttin zu erfreuen wußte. Von Dresden zurückgekehrt, war er in tiefe Schwermuth verfallen; seine Gesundheit litt dergestalt, daß man Schwindsucht befürchtete. Aus jener Zeit schreiben sich auch seine ersten Gedichte, die den Reizen

der polnisch-sächsischen Gräfin galten. Beim Gegenbesuch sah er die Orzelska, heißt es, mehrmals geheim und sein Trübsinn war alsbald verschwunden. Sein Hang zur Musik war ebenfalls in Dresden wo nicht erweckt, doch gesteigert; Quanz ward von dort auf Betrieb der Königin für ihn berufen, das Flötenspiel blieb ihm als Ausdruck elegischer Stimmungen, aber nur heimlich. Morgens mit steifem Zopf auf dem Exercierplatz, Abends und Nachts mit zierlichem Haarbeutel und in goldstoffenem Schlafrock. Als der König bei nächtlicher Weile ihn überraschte, flogen Gallakleider sammt Flöte, Noten und Büchern eilig ins Kamin. „Mein Fritz ein Querpfeifer!“ tobte der Alte. „Er macht sich nichts aus Soldaten; wird mir meine ganze Arbeit verderben“! So seufzte er vor der Königin, die im Stillen des Sohnes Neigungen pflegte. Der König verfluchte den ganzen Baaldienst der heidnischen, weibischen Musen. Die von Friedrich innig geliebte Wilhelmine von Baireuth mit der naiven Bosheit ihrer Berliner Zunge steht in ihren Tagebüchern selbst von den körperlichen Mißhandlungen Rede, denen Friedrich ausgesetzt war. Der Zorn des Königs über sinnliche Verirrungen war vielleicht gerecht, obschon roh in den Aeußerungen. In Friedrichs Gemüth stieg damit der Abscheu vor den trostlosen Schrecken calvinistischer Gnadenwahl in den Auserlesenen Gottes, je mehr die Reize entfesselter Genußsucht ihn lockten, welche die cynisch-witzige Aufklärung der Franzosen lachend und spottend predigte. Ein ausschweifender Verschwender schien auf einen sparsamen

Hausvater folgen zu wollen; der Prinz machte Schulden, um seine geheimen Bedürfnisse zu befriedigen, nahm Darlehen an vom Herzog von Curland, selbst vom kaiserlichen Hof zu Wien und verfiel den Händen der Juden, gegen deren Wucher im Borgen an Unmündige der König das Edict, mit der Strafe der Karre verschärft, auch auf Mitglieder des königlichen Hauses ausdehnte. Die Königin trifft der Vorwurf, solchem Familienzerwürfniß nicht vorgebeugt zu haben. Ihr heimlicher Plan, den Sohn mit ihrer Nichte von England zu vermählen und damit am Londoner Hofe eine Stütze gegen den Gatten zu erhalten, zerfiel durch Gegenintriguen und eine Prinzessin von Braunschweig ward auf des Königs Ordre Friedrichs Braut. Die häuslichen Scenen zwischen Vater und Sohn erschöpften die ganze Rohheit damaliger deutscher Sitte selbst auf dem Parquet des Fürstensaals. Der König suchte den entarteten Kronprinzen zum Verzicht auf die Thronfolge zu zwingen. Dazu sei er nur bereit, war Friedrichs bittere Antwort, wenn man ihn für einen Bastard erkläre. Davor stutzte der keusche Eheherr; aber die Mißhandlungen des Prinzen gingen wiederholt in Thätlichkeiten über, die Beleidigungen geschahen nicht selten in Gegenwart des Hofes. In der Mißhandlung eines jungen sechzehnjährigen Mädchens, dem der Prinz Artigkeiten erwiesen, erreichte die Barbarei des alten Königs den höchsten Gipfel. Doris Ritter, Tochter eines Rectors in Potsdam, hatte von Friedrich Besuche angenommen; er liebte, so hieß es, nur ihren Gesang und machte ihr kleine

Geschenke dafür. Sie ward zu Staupenschlag und dreijähriger Zwangsarbeit in Spandau verurtheilt*). Der König hielt den Sohn für feig und ehrlos. Sein Hohn, er seinerseits würde seinem Vater bei ähnlicher Beschimpfung längst davongelaufen sein, reifte in Friedrich den Plan zur Flucht; der englische Hof, die Verwandtschaft seiner Mutter, sollte seine Rechte, seine Ehre schützen. Die gemeinschaftliche Reise am Rhein zum Besuch des Kurfürsten von Mainz gab Gelegenheit zur Ausführung des Plans. Der Fluchtversuch mißlang und der Prinz sollte als Deserteur, der die Fahne verlassen, behandelt und gerichtet werden. Die Begegnung in Wesel zwischen Vater und Sohn lieferte eine Scene voll roher Berserkerwuth. Der König schlug dem „Delinquenten", dem „entlaufenen Obristlieutenant Fritz", mit dem Stock die Nase blutig und Friedrich rief weinend, nie habe „ein brandenburgisch Gesicht solche Schmach geduldet". Der König hatte den Degen gegen ihn gezückt; ein General v. d. Mosel war mit dem Rufe: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie des Sohnes!" zwischengetreten. Im Kriegsgericht saß ein Buddenbrock, der dem Könige die Brust entgegenstreckte und sein Blut darbot, das Blut des Prinzen bekomme er nicht. Friedrich sollte tiefer gekränkt, seine Demüthigung

*) Nach Preuß ist Signora Barbarina, die italienische Sängerin, die einzige Frau gewesen, welche, dem Gerücht zufolge, Friedrichs besondere Zuneigung genossen. Doris Ritter heirathete später einen Pächter der Berliner Fiacres, Namens Schoner; Friedrich hat sich als König ihrer nicht erinnert.



eine andere werden. Am Genossen seines Fluchtversuchs, dem Freunde v. Katte, der freilich auch ein Genosse seiner heimlichen Verwilderung gewesen, wurde das Todesurtheil vollstreckt. Das Urtheil des Kriegsgerichts lautete auf Cassirung und mehrjährige Festungsstrafe; allein der König verwarf den Spruch, sprach von glühenden Zangen, vom Galgen, und bestand dann auf Hinrichtung mit dem Schwert. Vor dem offenen Fenster des gefangenen Prinzen in Küstrin ging der Zug zur Richtstätte vorüber. „Pardonnez-moi, mon cher Katte!“ rief Friedrich hinunter. „La mort est douce pour un si aimable prince!“ rief Katte und streckte die Arme in die Höhe; Friedrich stürzte ohnmächtig ins Zimmer zurück.

In solchen Scenen einer grausamen Tragödie erstarb Friedrichs Herz, erstickte der Funke seines tief versteckten, nur heimlich genährten und verschüchterten Gemüthes. In der Schule so herber Schicksalsschläge reifte sein Geist. Die Läuterung des sittlichen Menschen in ihm gelang, aber sie gelang nur auf Kosten seiner menschlichen Empfindungen; es wurde ein Feld in seinem Innern brachgelegt, auf welchem seitdem nur sparsam ein Grashalm wuchs. — Er blieb solange Gefangener, bis seine innere Umkehr, eine religiöse Zerknirschung, vollständig war. Und auch dies gelang; im Kerker gelingt so manches, aber selten zum lichten und beglückenden Heil der Seele. Der Prediger, der Friedrichs Gemüth bearbeiten mußte, Feldprediger Müller vom Regiment Gensdarmen, derselbe, der Katte zum Tode vorbereitet, ward

ihm ein lieber Gefährte der Gewohnheit. Friedrich erhielt in dessen Umgang keinen Glauben an ewige Höllenstrafen; schienen doch solche kaum noch nöthig, sein Inneres zu reinigen; aber er gewann die Einsicht in die Erbärmlichkeit der menschlichen Seele, und dieser bleibende „Gewinn" für ihn hieß Menschenverachtung, wenigstens Geringschätzung des angeblich mit Vernunft begabten Wesens, das sich nur ein Bild Gottes dünkt, wenn es sich stumpfem Formeldienst und dem dumpfen Glauben ergiebt, nicht kraft eigner Besserung, Tüchtigkeit und Güte, sondern nur kraft fremden Verdienstes erlöst und gerettet zu werden. Er huldigte nicht diesem Glauben, aber die Nothwendigkeit desselben setzte sich in ihm als Thatsache für das Menschengeschlecht fest; in ihm selber reifte erst später im Donner seiner Schlachten und in der Todesnoth der Verzweiflung ein fester, aber starrer, kalter Stoicismus, der mit der Ruhe eines Cato dem Nichts der Auflösung entgegensieht. Aber auch für sich selbst reifte im Kerker zu Küstrin doch auch die Einsicht in die Verwerflichkeit seiner bisherigen Führung, und in der Buße dieser Einkehr machte er die Entdeckung, daß sein König Vater jedenfalls zum wenigsten ein ehrlicher Mann war. Dies Selbstgeständniß Friedrichs im Gefängniß war aufrichtig, ungezwungen. Bis zum Gefühl seines Unwerths hatte der fromme König den Sohn treiben wollen; damit hatte er sein Genüge, und des Pastors Mahnung, der Herr habe nicht nur Höllenstrafen für Sünder, sondern auch Gnade, fand Eingang bei Friedrich Wilhelm, der nicht der Einsprache der Höfe,

nur seiner eignen Willensmeinung Gehör gab. Zur Buße Friedrichs gesellte sich aber eben so freiwillig Wissensdurst und Arbeitsdrang. Friedrich lernte auf der Festung arbeiten, und das ist jungen Fürsten selten vergönnt zu lernen. Nicht blos der als Strafe gemeinte Hinweis auf actengetreue Beschäftigung im Regierungswesen bei der Kammer in Küstrin, eine Beschäftigung, die eine gute Vorschule für den angehenden Regenten war; der unter verwöhnten Weichlingen auf Fürstenthronen seltene, wo nicht einzige Arbeitsamkeitstrieb Friedrichs schreibt sich aus der Zeit seiner Buße und Gefangenhaft; er blieb ihm treu bis zum letzten Augenblick, ein langes, mitunter glänzendes, innerlich aber ebenso oft verarmtes, bald stolzes und glückgekröntes, bald gramerfülltes, verzweiflungsvolles Leben hindurch, sei's, daß dieser Trieb in den Entwürfen zur besten aufgeklärtesten Gerichtsbarkeit im Lande, oder in der erfinderischen Combination sich erging, mit den schwächsten Mitteln die stärksten Gegner, ja halb Europa zu überflügeln, mitten im Donner der Kanonen die Elemente zu bezwingen oder selbst in Todesgedanken und im Gefühl des nahen Untergangs noch scharfsinnig spielend in elegant geformten Versen sich ein Genüge zu thun. Selbst der Witz in Friedrichs Gedanken und Worten war oft nur ein Nothbehelf für den unermüdlichen Arbeitstrieb seines in Leid und Lust scharf zugespitzten Geistes. Zur herben Zucht in seiner Jugend gesellten sich dann später auch noch die Schauer der Reue, durch kecke Verwegenheit wie zum Spiel sich den Abgrund des Todes geöffnet zu

haben. In dieser zwiefachen Schule reifte der Kern seines Wesens.

Auf Friedrichs Versöhnung mit dem königlichen Vater folgte die aufgedrungene Vermählung, die er kalt und ruhig, aber mit dem Entschlusse über sich ergehen ließ, von den Rechten des Gatten in solchem Bündniß nichts zu wissen, ohne jedoch Ehre und Würde der ihm, wie er meinte, ebenfalls als Opfer Auserkornen zu verletzen. Daß seine Gattin ihn heimlich, verschämt, und verschwiegen geliebt, ist oft wiederholt, von der wohlfeilen Romantik einer beliebten Novellistik geschildert. Thatsache ist, daß Friedrichs Frau weder körperliche, noch geistige Reize aufzuwenden wußte, des Gatten vielleicht schon früh gegen Frauenschönheit erkaltetes Herz zu entzünden. Für gemächliche, duldende Freundschaft hatte er keinen Sinn, jeder Genuß, jeder Gedanke, jede Empfindung mußte für ihn gepfeffert sein wie die Würze der Speisen, die er liebte. Selbst in den Späßen seiner Nebenstunden hatte er den Zauber der Harmlosigkeit verlernt, sein Wissenstrieb einen gewissen diabolischen Anstrich erhalten; man wußte von seinen Experimenten in der Kreuzung der Racen und Thierarten. Faust und Mephistopheles waren gemischt in ihm und nach Asafötida schmeckten selbst seine Liebhabereien. Eine harmlos einfache Frauennatur konnte ihm nicht genügen. Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern war blond, mit blaßblauen Augen, weißer Haut und guten Farben, — aber schlechten Zähnen, setzt ein böswilliger Zeitgenosse hinzu, ein Lobredner Friedrichs. Sie

war unbehülflich, von schlechter Haltung und ungeschickt im Sprechen und Benehmen, ohne Geschmack und Erziehung. Beim Antritt seiner Regierung dachte man an Auflösung seiner Ehe. Im Gegentheil, er stellte dem versammelten Hofe zur Ueberraschung Aller sein Ehegemahl als Königin vor; er behielt die Sitte bei, jährlich dreimal Sonntags ceremoniell mit dem Hofe und fremden Gesandten bei ihr im Berliner Schloß zu speisen und mit schweigsamer Reverenz diese einzige Bethätigung einer Gemeinsamkeit mit ihr gewissenhaft pünktlich zu wiederholen. Daß sie christlich fromm war, wozu schon das Gefühl der Verstoßung führen mußte, konnte die Abneigung des Königs wohl nur erhärten. Daß sie, um ihm und seinen Neigungen entfernter Weise zu huldigen, Gellerts Fabeln, Oden, Lieder und moralische Vorlesungen, sowie Sack'sche Predigten und Spaldings „Bestimmung des Menschen“ ins Französische übersetzte und diese ihre Arbeiten ihm überreichen ließ, änderte nichts im Verhalten der peinlich verbundenen Gatten. Im Sommer bewohnte sie das Schloß Schönhausen; Sanssouci hat sie nie betreten. In seinem Testamente sorgte Friedrich, daß ihr alle Ehrfurcht erwiesen werde, die sie „durch ihre unerschütterliche Tugend verdiene“. Und doch hatte Elisabeth in jungen Tagen das Leben in Rheinsberg mit ihm getheilt, wo Lustbarkeit und Scherz sich vielfach in Maskeraden und sinnreichem Komödienspiel ergingen. Man weiß nicht, ob Friedrich die Gattin dort nur aus Furcht vor dem königlichen Vater duldete. Diese Furcht vor Friedrich Wilhelm war im

Sohne nach und nach zur wahr und aufrichtig empfundenen Ehrfurcht erwachsen, zumal seit dem Anblick des bürgerlichen Segens, den der König als getreuer Hausvater über verarmte und verwahrloste Länderstrecken im Osten des Reichs zum Glück Tausender zu verbreiten wußte. — Das beste Vernehmen zwischen Vater und Sohn stellte sich dauernd fest, seitdem der Prinz sich als Soldat eifrigst der Fürsorge für sein Regiment in Ruppin befliß. Des Vaters Soldatenliebhaberei kam ihm als König wahrlich gut zu statten; die Riesengarde schaffte er zwar ab, aber die gewissenhaft geschulte „Potsdamer Wachparade“ that, sobald das Feuer seines Geistes sie beseelte, im Sturmwind seiner Feldzüge ihre guten Dienste, und er pries im Anblick der Wunder der Tapferkeit, die seine Garden übten, den oft gescholtenen Vater oft und laut noch im Grabe, auch als er seine Denkwürdigkeiten schrieb. Kriegerischer Sinn erwachte noch mehr in Friedrich beim Besuch des österreichischen Feldlagers, wo er den Prinzen Eugen begrüßte; seine „Ode an den Ruhm“ schrieb er in jener Zeit. Sonst war das Rheinsberger Leben dem Studium gewidmet. Friedrich las die antiken Schriftsteller, namentlich die Geschichtschreiber, freilich nur in französischer Sprache; auch des deutschen, von seinem Vater aus Halle vertriebenen Philosophen Wolff Logik, Moral und Metaphysik ließ er sich erst ins Französische übersetzen, um sie verstehen zu können. Das fremde Idiom war ihm für seine Gedanken und feineren Empfindungen, für seine Aufklärung und Erkenntniß leider allein das für ihn

zugängliche. Damit blieb ihm denn neben der Kost der französischen Küche der tiefe Brunnen antiker Poesie verschlossen; er setzte die Henriade über Homer, Virgil und Tasso, ja ihm war nach eignem dreisten und offenen Geständniß „Ein Gedanke in der Henriade", die er ganz auswendig wußte, „mehr werth als die ganze Iliade:" In Racine's Mithridat und Voltaire's Oedip spielte er mit Komödie. Im Studium Bayle's und Voltaire's ward er zum entschiedenen Skeptiker, der Cultus des Philosophen von Ferney ward seit 1736 auf dem Tusculum des Prinzen zu Rheinsberg systematisch betrieben. Die Bewunderung desselben verstieg sich bis zur Schwärmerei; Friedrich schrieb in jener Zeit an Voltaire: „Sie haben keinen andern Fehler als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind." Dabei blieb aber doch, selbst in französischer Vermittlung, vom Umgang mit den Geschichtschreibern, Staatsmännern und Philosophen Griechenlands und Roms genug übrig, um Friedrichs Geist zu schulen, so daß sein ehernes Charakterbild sich dreist an die Gestalten der antiken Welt stellen kann. Jordan, früher reformirter französischer Prediger, war sein Lector und Bibliothekar, Fouqué, der Getreue, und Guichard (Quintus Icilius) die militärischen Genossen des Rheinsberger Hofes, Graf Algarotti kam ab und zu, die Gebrüder Graun leiteten die Concerte, Knobelsdorf, der spätere Erbauer des Berliner Opernhauses, verschönerte und erweiterte das Schloß. Allen Gottheiten ward in Rheinsberg geopfert, schreibt Baron Bielfeld, nur der Diana nicht; er schilt den Prinzen

sogar mauvais cavalier et chasseur; — en revanche il aime la lecture, la musique et la bonne chère. Sein Studium der antiken Geschichtschreiber und Staatsmänner war in Rheinsberg jedenfalls das gründlichste; das beweisen seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems“ und sein „Anti-Macchiavell“, diese Vertheidigung der Humanität als bestes Mittel, über Menschen zu regieren.

In Friedrichs französischer Jugendbildung war Manches Phrase; erst der Sturm der Prüfung, der den Mann schüttelte, streifte die Flittern ab. Je mehr aber der Kern seines Wesens zum Vorschein kam, desto mehr brach sich deutsches Element in ihm Raum, ja desto ähnlicher ward er seinem Vater, selbst im Jähzorn, in den übertriebenen Forderungen an Andere, im straffen Ordnungssinn, der überall prüfte, musterte und besserte, auch im unbeugsamen Rechtsgefühl, das freilich oft genug in despotische Rechthaberei umschlug, auch im Hang zur Sparsamkeit, der ebenfalls bei ihm auf Momente bis zum Geiz stieg. Auf diesen spartanischen Tugenden errichteten aber die Hohenzollern überhaupt ihren Staat, und Friedrich wurde trotz seiner Schulung in französischem Esprit immer mehr ein Mann vom Schlage der Seinen. Selbst in seinen Scherzen war vielleicht auch schon der Sohn Berlins, nicht blos der Schüler Voltaire's erkennbar. Es war ein achtundzwanzigjähriger König, der bei der Abreise nach Königsberg an diesen seinen Lehrer, den Hoch- und Großmeister der Aufklärung, schrieb: „Ich reise jetzt

nach Preußen, um mir da ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Ignoranz eingeführt hat.“ Nach den doch dabei nöthigen Förmlichkeiten fragte er den Ceremonienmeister, ob er seine Sache gut gemacht. O ja, Sire, — lautete dessen Antwort, — aber Einer machte es doch noch besser. — Und Der war? — Louis XV. — Ich aber kenne Einen, der es noch besser machte als König Louis. — Und Der wäre? — Der Schauspieler Baron, sagte Friedrich spottend. — Fast wie ein gamin Berlins, schreibt er beim Ausrücken zum ersten schlesischen Kriege an Jordan: „Schreib' mir doch alles Possierliche, was man von mir sagt, denkt und thut. Berlin soll jetzt aussehen wie Frau Bellona in Kindesnöthen; hoffentlich wird sie ein hübsches Früchtchen zur Welt bringen und ich durch einige kühne und glückliche Unternehmungen das Vertrauen des Publicums gewinnen.“

In der That, war ihm auch allen Ernstes an der öffentlichen Meinung gelegen; schrieb er doch eigenhändig in der Spenerschen Zeitung seine „Briefe an das Publicum“, welche die diplomatischen Umtriebe der Zeit ergötzlich verspotteten. Seine Witze über das Regiment der „drei Unterröcke“ in Paris, Wien und Petersburg wurden europäisch ruchbar. Je älter er ward, desto mehr guckte aus dem französischen Schliff seiner Wendungen nicht blos die Berliner Munterkeit, sondern deutsche Grobheit hervor; wie die Welt ja auch bekanntlich von ihm erfuhr, welche vier Wörter das beste,

d. h. das deutscheste Deutsch seien. Im persönlichen Verkehr bekam er seinen Lehrmeister im Witz bald satt; „ich erstaune über Ihre Unverschämtheit“, schrieb er 1752 an Voltaire nach dem Proceß mit dem Juden Hirsch wegen unächter Diamanten und Voltaire's Aufkauf sächsischer Steuerscheine, die der Kammerherr des Königs als preußischer Unterthan sich zum Nennwerth bezahlen ließ. „Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, für Ihr Betragen Ketten“, sagte ihm Friedrich sehr einfach deutsch, ehrlich und gutmüthig. Voltaire hatte seine „Geschichte des Doctor Akakia“ gegen sein gegebenes Versprechen drucken lassen. Friedrich konnte den Präsidenten seiner Akademie, Maupertuis, gegen den die Satyre ging, nicht öffentlich preisgeben lassen; der Henker verbrannte also die Schrift auf den Märkten Berlins, auch auf dem Gensdarmenmarkt (Charlottenstraße 20) vor den Fenstern des vor Aerger wüthenden Poeten. Voltaire hat sich boshaft gerühmt, des Königs schmutzige Wäsche waschen zu müssen. Friedrichs Französisch war in der That orthographisch nicht ganz makellos, wenn auch nicht so schlecht wie sein Deutsch. „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr nöthig haben“, sagte Friedrich; „man drückt die Orange aus und wirft die Schaale fort.“ Witze und Anekdoten machten den König bald genug zum Liebling der Welt; der Kladderadatsch ging damals ohne Druck von Mund zu Mund. In Paris stieg des Königs Ruhm mit seinen „Kalenburgern“ über Gott und Welt; das englische Volk aber begann ihn zu vergöttern, weil er seine raschen Wortspiele mit eben so

schnellkräftigen Thaten im ernsten Spiel der Waffen besiegelte. Das ganze Zeitalter schien witzig werden zu wollen, wenn auch oft ungesucht und unverschuldet. Der alte Dessauer betete vor der Kesselsdorfer Schlacht, ohne einen Witz machen zu wollen, in höchster Noth: Lieber Herrgott, steh' mir heut gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde, nicht und steh' ruhig zu, wie's kommt!

Der Zufall, ein Hauptfactor im reizenden Blödsinn des Witzes, machte in dem kaiserlichen Erlaß vom Aufgebot der Reichstruppen durch die Gunst eines Druckfehlers aus der „eilenden" Reichsarmee eine elende. Friedrich war scherz- und schalkhaft bis am Tage von Kollin; hart am Abgrunde und im scharfen Anblick des Untergangs hatte der Witz für ihn ein Ende, der ernste Kern seines Wesens legte sich erst von da ab in ihm bloß, und seine von den Zeitgenossen schon früher ausposaunte Größe beginnt für uns erst mit dieser seiner Niederlage.

Als er den Thron bestieg, wußte noch niemand, was man von ihm halten und denken sollte; niemand ahnte, wie weit dieser mit allen Anzeichen sanguinischer Keckheit, Laune und Willkür sich ankündigende Charakter ausreichen und stichhaltig sein werde. Der königliche Philosoph von Sanssouci konnte vielleicht der weise Salomo des Nordens werden, ohne seine Monarchie um eine Provinz mehr zu vergrößern. Konnte er nicht daran arbeiten, Deutschland durch eine Reform friedlich umzugestalten? Dann freilich wurde

er nicht der Sieger in 14 Feldschlachten, er wurde dann freilich, als bloßer Friedensfürst, der die Aufklärung auf den Thron setzte, nicht der gefeierte Held des Jahrhunderts, das zum Theil auf eigne Kosten ihn bewunderte und beklatschte; der Glaube an ihn mußte für die Welt Glanz, Lärm und Schimmer haben. Das gesammte heilige römische Reich deutscher Nation neu zu gestalten, lag auch gar nicht in seinem Sinn und Gelüsten, im Gegentheil, er benutzte dessen Zerfallenheit für Preußens Größe um jeden Preis. Es lag ihm nicht am Concert, nicht an der Musik im Ganzen, auch nicht an der Flöte, wie Quanz bemerkte, nur an seiner Flöte. Und die hat er denn freilich gespielt mitten in der Disharmonie des europäischen Orchesters, wenn es auch mehrmals klang, als blies er auf dem letzten Loche.

Die Streitfrage über Preußens Rechte wider Oesterreich ist oft erörtert worden. Habsburg hatte Brandenburg seit lange schlecht behandelt, mehr noch geringschätzig als treulos. Der große Kurfürst hatte auf Ostfriesland die Ansprüche bestätigt erhalten, aber Vorpommern dafür aufgeben müssen; der Kaiser wollte an der Ostsee keinen „König der Wenden“ aufkommen lassen. Für gute Dienste gegen die Türken und in den Schanzen vor Turin war denn doch die Anerkennung des Titels „König in Preußen“ erlangt. Den Ersatz für Ansprüche auf schlesische Fürstenthümer, den Schwiebuser Kreis, hatte der neu gemachte König Fried-

rich I. wieder abtreten müssen, seinen Nachfolgern überlassend, ihr Recht zu wahren. Wegen der Ansprüche auf Jülich und Berg war Preußen von Oesterreich zweizüngig behandelt, wo nicht gar entschieden betrogen. „Ein Rächer wird aus meinem Staube erstehen!“ und: „Da steht Einer, der mich rächen wird!“ Diese Worte, von der Tradition aufbewahrt, erklangen wie Echorufe in der Brust junger Erben, — selbst wenn auch Hr. Onno Klopp sie als historisch bezweifelt. Eingeräumt aber, Oesterreich habe sich hinsichtlich der jülichschen Erbfolge zweideutig erklärt, und den Anspruch auf schlesische Fürstenthümer als rechtlich begründet zugegeben: so blieb Friedrich doch nicht innerhalb der Grenzen dieser Anklagen und Forderungen stehen, und die Art und Weise, wie der jugendliche Monarch beim Regierungsantritt mit dem Wiener Hofe um Entschädigung förmlich feilschte, Geld bot, prahlerische Zusagen seiner Hülfsleistungen gab im Falle der Willfährigkeit, und die Verlegenheiten der Tochter Kaiser Karls VI., und den Zweifel an dessen pragmatischer Sanction benutzte: das erschien und erscheint noch heute den billig Denkenden als kleinlicher Eigensinn, frevelhafter Uebermuth und nackter Egoismus. Erst die geniale Schnellkraft, die charakterstarke Zähigkeit, womit er seine rechtlich schwankenden und launenhaft gestellten Forderungen festhielt und durchführte, versöhnte mit seinem anfänglichen Auftreten, das unter seinen Zeitgenossen selbst entschiedene Bewunderer seines Talents, wie der englische Gesandte Mitchell, als tadelnswerth rügten. Ein zweiter

Engländer, Mr. Hyndford, sah in des jungen Fürsten „unersättlichem Ehrgeiz" Gefahr für die Freiheiten Deutschlands, ja für die Ruhe Europa's. Wie Friedrich in seinen Vorschlägen zum friedlichen Ausgleich „einen guten Theil Schlesiens" forderte, diese Wendung nach den Ereignissen und Glücksfällen höchst dehnbar offen lassend, entfuhr diesem Berichterstatter der Ausruf, im Könige stecke „mehr von einem chicanirenden Advocaten als von einem Helden"; auch fürchte Friedrich sich „mehr vor Rußland als vor Gott". Wie dem auch sei, und wie die ersten Versuche Friedrichs, sich mit „alten Ansprüchen" in den Vorgrund der europäischen Bühne zu drängen, beurtheilt werden mögen: der siebenjährige Krieg erst, der ein europäischer ward, entfaltete in Gefahr und Todesnoth die ganze Macht in Friedrichs Wesen und konnte auch in den Beweggründen zum Beginn des neuen Kampfes die billig Denkenden und die rechtlich Fühlenden auf Seite des Bedrohten stellen. Es schien Thatsache, daß die Höfe sich verschworen hatten, sich in die Provinzen Friedrichs zu theilen; nicht blos Schlesien sollte zurück an Oesterreich, Ostpreußen sollte an Rußland, Magdeburg an Sachsen fallen, und Friedrich hatte, Dank dem Dresdener Kanzellisten Menzel, die Schriftstücke dieser Verhandlungen in Händen. J'atteste le ciel, schrieb der König an Mr. Mitchell, que je ne connais d'autre moyen de me tirer d'un pas aussi difficile, qu'en le prévenant, und nicht, wer den ersten Schlag führe, könne als Angreifender betrachtet werden, sondern wer diesen Schlag nothwendig

und unvermeidlich mache. Erst mit und in dem dritten schlesischen Kriege rechtfertigte Friedrich seine leichtfertige Keckheit, den ersten begonnen, und sein Glück, auch den zweiten zu seinem Vortheil geführt zu haben. Das Recht seiner Ansprüche war buchstäblich zweifelhaft; und wenn es nicht Schlesien war, zu welchem er griff, so hätte ein anderes Stück Erde den Schauplatz abgeben müssen, seinen jungen kühnen Muth zu entfalten. Sein Geständniß an Jordan ist vollgültiger als alle Versuche, juristisch seinen Landfriedensbruch zu decken. Er schrieb den 3. März 1745: J'aime la guerre pour la gloire; mais si je n'étais pas prince, je ne serais que philosophe. — Mon age, le feu des passions, le désir de la gloire, la curiosité même, pour ne te rien cacher, enfin un instinct secret m'ont arraché à la douceur du repos que je goutais, et la satisfaction de voir mon nom dans les gazettes et en suite dans l'histoire m'a séduit.

In den ersten beiden schlesischen Kriegen machte Friedrich seine Schule. Man kann sie bloße Feldzüge nennen, auf welche sofort bei der mangelhaften Gegenrüstung Oesterreichs statt Waffenstillstände Friedensschlüsse folgten. Seine fünf Siege waren leicht errungen, ebenso seine ersten Triumphe, die ihm im Lager zu Strehlen die Gesandten halb Europa's staunend und bewundernd darbrachten. Bei Molwitz erfocht die unter seinem Vater eingeübte Fußgarde den Sieg; seine Reiterei war herzlich schlecht und mußte sich erst an der österreichischen schulen. Bei Hohenfriedberg, im zweiten Feld-

zuge, zeigte sie schon, was sie vom Feinde gelernt. Friedrich selbst begann seine Feldherrnlaufbahn ebenfalls als Dilettant. Bei Sorr, sagt er, hätte ich geschlagen zu werden verdient, nur die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tüchtigkeit meiner Truppen hat mich davor bewahrt. Schon mit dem Dresdener Frieden (1745) begrüßte ihn die Welt, wenigstens die Berliner, als Augustus und als Magnus. In einer poetischen Epistel setzte er 5 Jahre später seinen Soldaten, denen er Alles zu danken hatte, ein Ehrendenkmal, und in seiner Histoire de mon temps sagt er: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee.“ Und die Tüchtigkeit der deutschen Faust, die das Raffinement des französirten Helden und Freidenkers in Scene setzte, war ächt deutsche moralische Kernkraft und eine Tugend der Gesinnung, die er oft genug als „tudesque“ verachtet und verspottet. In der Zeit vom zweiten zum dritten Kriege begannen die Arbeiten seines Friedenswerkes, meistens freilich nach französischer Chablone. Sein nächster Kreis bestand aus Franzosen. An Jordans Stelle trat als Busenfreund Marquis d'Argens. Die beiden Briten Marishal gehörten zu den Besten seines vertrauteren Umgangs. D'Alembert konnte nicht dauernd gewonnen werden. Als ihn Voltaire's Eitelkeit, Bosheit und Habgier endlich zurückschreckte, rief er seufzend: „Wie kann eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein!“ — Die Cultur des Herzens ist freilich eine andere als die des esprit. Friedrich war nicht blind über

Voltaire, aber seine Bildung war ein Product dieses Kopfes und er entschuldigte sich vor sich selbst, wenn er sagte: „Ich will sein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an!“ — Ein sehr verfänglich Wort im Munde Friedrichs, verfänglich für einen König und für den Menschen in ihm.

Zur Ueberraschung für ganz Europa eröffnete Friedrich, ebenfalls ohne Rathgeber und fast ohne Bundesgenossen, gegen Ende August 1756 den dritten schlesischen Krieg. Den Streitkräften Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und eines großen Theils vom deutschen Reiche gegenüber, nahm er den Kampf auf. Mit den Hülfsmitteln eines Staates von 5 Millionen Menschen trat er der Verbindung jener Staaten von 80 Millionen entgegen, sie nur an Kühnheit des Willens überflügelnd, im Unglück durch die zähe Standhaftigkeit seines Geistes, in der Verzweiflung durch die erfinderische Keckheit der höchsten Wagnisse die Welt zur Bewunderung hinreißend. Mit der Veröffentlichung der geheimen Acten der drei großen Höfe lieferte er den Beweis, daß diesmal das Recht der Selbsterhaltung auf seiner Seite war, und noch ehe sie einig waren über Ausführung ihrer Entschlüsse zu seiner Erniedrigung, stand er mit seinen Heeren im Mittelpunkt des kriegerischen Schauplatzes. Die Erbitterung der edlen Maria Theresia, die ihr Schlesien nicht verschmerzen konnte, war gegen „den bösen Mann“ ebenso stark als der Haß der russischen Elisabeth und der französischen Pompadour, die sich Beide, per-

sönlich durch seinen übermüthigen Spott beleidigt, zum Bündniß mit Oesterreich vereinigten. Es lag aber weder in Frankreichs noch in Rußlands Absichten, in der Demüthigung Preußens Oesterreich einen Dienst zu leisten. Die geheimen Bündnisse zwischen den drei Hauptstaaten des europäischen Festlandes hatte allerdings der gegenseitige Vortheil dictirt, aber die gegenseitige Eifersucht entkräftete sie wieder. Preußens Verkleinerung war nur sehr nebenbei ins Auge gefaßt, und nur für den Fall, daß Friedrich seinerseits Krieg anfangen und von neuem die Ruhe in Deutschland stören werde. Frankreich hatte sich mit Oesterreich verbündet, um sich im Kampf gegen England den Rücken zu decken, mit Rußland, um dieses nicht allzutief sich mit Oesterreich verbrüdern zu lassen. Auch war es am Hof zu Versailles nur die Partei der von Maria Theresia geschmeichelten Pompadour, die es betrieb, den Buchstaben des Vertrags zu erfüllen und Oesterreich, falls es angegriffen sei, Hülfstruppen zu stellen. Ernstlich war es den drei Cabinetten nicht darum zu thun, einander zu nützen, vielmehr nur sich gegenseitig zu hindern, daß die eine mit Hülfe der andern zuviel Vortheil gewänne. Hierin liegt das Geheimniß in der Führung des Kriegs gegen Friedrich, keineswegs blos in der gerühmten „Wunderkraft" seines Heeres, so sehr auch seine Heldenthaten den Gang des Krieges kreuzten, die bewundernswürdige Kühnheit seines rastlosen Geistes die halben Entschlüsse der Gegner noch mehr entkräftete. Die schlechten Feldzüge des französischen Heeres können gar nicht nach den Regeln

des Krieges beurtheilt werden. Die Cabalen der Höflinge von Versailles hinderten eine bessere Führung, und auf russischer Seite waren Anfangs die Eifersucht der Feldherrn gegen die österreichischen Generale, dann der Thronwechsel in Petersburg Beweggründe zur Schonung und endlichen Rettung Friedrichs, während unter den Reichstruppen entschiedene Sympathie für die Sache und für die Person des preußischen Königs die Lässigkeit in der erzwungenen Führung des Kriegs erklärlich macht. Nur in Wien hatte man in erster Linie an Rache gegen Friedrich gedacht, und Fürst Kaunitz keine Scheu gehegt, die abgefeimtesten Ränke zu spinnen, um Friedrich zu einer Uebereilung zu reizen; denn nur sobald er angriff, trat der Buchstabe der Schutz- und Trutzbündnisse mit Frankreich und Rußland in Kraft. Kaunitz soll sogar den russischen Großfürsten veranlaßt haben, dem Könige heimlich eine Verschwörung der drei Höfe zu seinem Untergange zu verrathen, eine Verschwörung, die im eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht vorhanden war, während die Furcht vor einer solchen Preußen in Harnisch jagen konnte. Dies gelang und Kaunitz hoffte, des Königs Vermessenheit werde ihn sicher stürzen. Mit fast knabenhaftem Fürwitz hatte Friedrich nach Schlesien die Hand ausgestreckt und es war ihm zweimal gelungen, die träge Masse Oesterreich zu überlisten; das dritte Mal sollte das gewagte Spiel des Uebermuths tragisch für ihn enden, die Gewalt der Masse von drei Seiten ihn erdrücken. So war Kaunitz' Gedankengang. Er täuschte sich aber, oder überwand nicht

die Hindernisse, dem kühnen Gegner einen entschlossenen General mit gleich ungebundener Vollmacht ins Feld zu stellen. Marschall Daun, von Natur und Ueberzeugung ein Cunctator, war zugleich noch abhängig vom Hofkriegsrath zu Wien, dessen Entschließungen und Befehle von Kaunitz' Ränken, von Maria Theresia's Wünschen und von den Einflüssen des Erzherzogs Joseph gekreuzt wurden. Nur Friedrich war unumschränkt Herr über seine Mittel und Kräfte, unverantwortlicher Gebieter in seinem Thun und Lassen, er allein konnte und mußte Alles an Alles setzen, er allein durfte Va banque spielen, um das Letzte an das Höchste zu wagen. Wie weit, als er den Krieg begann, die Vermessenheit seiner Gedanken ging, läßt sich kaum ermitteln. „Mit weniger eignem Volk und Bundesgenossen zertrümmerte Alexander den persischen Staat!" Dies war zu Anfang sein Wort voll kecker Zuversicht. Die Schlacht bei Kollin setzte ihm Schranken und der Tod seines Lieblings Winterfeld besiegelte das Geheimniß der Pläne, die eine Aufwiegelung der Ungarn umfaßten, um auf den Wällen Wiens den Frieden zu dictiren, wie Friedrich in einem Schreiben an Maria Theresia selbst andeutet, nur jene verlorne Schlacht habe ihn abgehalten, ihr in Wien den Besuch zu machen. Stand dieser keckste aller Pläne fest und klar vor Winterfelds Seele, oder dämmerte er in Friedrichs Entwürfen: wenn er gelang, dann war der neue Gustav Adolph, der protestantische Kaiser der Deutschen fertig und eine Neugestalt Germaniens begann unter dem neuen Cäsar Augustus. Der Tag von

Kollin begrub diese mögliche Perspective, und alle nachfolgenden Siege Friedrichs konnten nicht verhindern, daß der Krieg sich immer mehr auf seine eigenen Staaten zusammenzog, und die hochfliegenden Plane damit endeten, nur blitzweise auf einzelnen Punkten schmetternd vorzudringen, um sich schließlich in der Vertheidigung hinzufristen. Seine glänzendsten Siege schienen Friedrichs Untergang nur verschieben, nicht hindern zu können, bis das Schicksal es müde wurde, ihn über die Fehler seiner Gegner triumphiren zu lassen, und die launenhafte Gunst des Zufalls seine Rettung herbeiführte. In der Macht der allgemeinen Verhältnisse lag es, daß Friedrich und Preußen nicht untergingen; Friedrichs Größe besteht nicht darin, daß es ihm gelang, aus dem dritten seiner Kriege siegreich hervorzugehen, sondern in der unermüdlichen Schwungkraft seines Geistes dicht am Rande des Abgrunds. Beleuchten wir am Gange dieses dritten Krieges die Momente, wo, Tod, Nacht und Verzweiflung die Flügel um ihn schwangen.

Friedrich überraschte durch die Schnellkraft in der Ausführung seiner Plane; sein „Prävenirespielen" wurde im Munde der Oesterreicher sprichwörtlich. Auf die schnelle Besitznahme Sachsens folgte die Unterwerfung des kurfürstlichen Heeres, sein Sieg bei Lowositz in Böhmen fesselte an seine Fahnen von neuem den Glauben an seine Unüberwindlichkeit. Oesterreich stellte ihm jedoch ein Heer entgegen, wie selbst die alten Krieger aus der Zeit des Prinzen Eugen ein gleich stattliches nicht gesehen. „Es sind nicht mehr

die alten Oesterreicher!" hat der König gleich beim ersten Zusammentreffen in diesem Feldzuge geäußert. — „Was würde Er mit solcher Macht leisten!" raunten sich die kaiserlichen Weißröcke in die Ohren. „Den Teufel aus der Hölle jagen!" flüsterten Einige. „Oder uns mit seinen Truppen hinein!" murmelten Andere. So focht die gute Meinung schon für ihn auch in den Reihen der Feinde. General Brown hatte vor der genialen Dreistigkeit, mit der Friedrich den Feldzug eröffnete, die Besonnenheit verloren; der Prinz Karl von Lothringen, Maria Theresia's Schwager, ein ritterlich jovialer Soldat, trat an seine Stelle. Statt Friedrichs Vereinigung mit Schwerin zu verhindern, faßte er Fuß auf den Höhen von Prag, um die Fortschritte des Gegners zu hemmen. Friedrichs Stärke und Liebhaberei aber war der Angriff. Ein Hauptschlag war ihm nöthig, und Eile that doppelt noth, weil Daun mit einem zweiten Heere anrückte. Somit schlug er die feste Stellung des Feindes und die Schwierigkeiten der weichen, schlammigen Bodenbeschaffenheit zum Angriff gering an und gab dem alten Schwerin kaum Zeit, in Eilmärschen heranzurücken. Es galt, durch Wiesen hindurch, welche sich als entwässerte Teiche ergaben, die Prager Anhöhen zu erstürmen: das österreichische Geschütz warf die stürmenden Fußtruppen des Königs schaarenweis hin, aber deren energische Tüchtigkeit schien kein Hinderniß zu kennen. Prinz Karl, in wilder Aufregung, war von einem Brustkrampf erfaßt, Brown zerschmetterte eine Kanonenkugel das Bein; aber auch Winterfeld, des Königs Liebling,

ward verwundet, und die Ueberlegenheit der feindlichen Massen schien den bravsten Muth überflügeln zu wollen, bis der 73jährige Greis Schwerin die Fahne seines Regiments ergriff und die wankenden Grenadiere von neuem ins Feuer führte. Fünf Kartätschen durchbohrten ihn, aber über seine Leiche hinweg erstürmten die Preußen die Höhen und erzwangen den Sieg; nur die Mauern Prags deckten die Fliehenden. „Eine wahre Heroenschlacht!" sagt Friedrich in seiner Geschichte des Krieges, so mörderisch, wie kaum eine zweite im ganzen Jahrhundert, außer der Ungleichheit der Kräfte und der Stellung noch dadurch denkwürdig, daß in der Verwirrung, die bei den Preußen einriß, auf dem schwierigen Boden fast jedes Regiment auf eigne Faust eine Schlacht für sich schlug. So theuer erkauft der Sieg war, so steigerte er doch des Königs Zuversicht, allein diese Zuversicht stieg bis zur vermessenen Selbstüberhebung. Er glaubte die Unterwerfung Prags rasch ertrotzen zu können, ehe der geschlagene Feind sich aus der Betäubung erholte. Aber Daun rückte langsam mit neuen Heersäulen, wie eine schwere Gewitterwolke heran. Friedrich eilte ihm stehenden Fußes entgegen, er vermaß sich, den trägen Gegner abermals überraschen und den Wiener Hof ebenso rasch zum Frieden zwingen zu können. Dann hatte bei Kollin dasselbe doppelte Uebergewicht, das der Zahl und der gedeckten Stellung. Des Königs scharfer Feldherrnblick hat sich vielfach glänzend erprobt, aber die Verwegenheit seines dämonischen Eigensinns war zeitweis doch noch größer, und „der Erfolg", schrieb er

bald darauf an den befreundeten Lord Marishal, „flößt oft ein schädliches Vertrauen ein.“ Prinz Moritz von Dessau widerrieth den Angriffsplan des Königs, er widersetzte sich dem Befehl der Ausführung wiederholt; da trat Friedrich mit gezogenem Degen auf ihn zu, in wildem Zorn ihn anherrschend, ob er gehorchen wolle. Die preußischen Grenadiere wurden beim Ansturm förmlich zermalmt; einem wiederholt zurückgeworfenen Haufen, der nicht von neuem vorwärts konnte, schrie der König das ewig denkwürdige, mit Homer zu reden, das beflügelte Wort zu: „Wollt Ihr Racker denn ewig leben?“ — „Für 15 Groschen, Fritze, ist's heute genug!“ entgegnete ihm, wie die Sage geht, ein Grenadier. Auch das Wort eines Adjutanten: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ datirt von Kollin, wo der König mit gezogenem Degen eine neue Colonne ins Feuer zu führen sucht, während diese hinter ihm und um ihn her zerstiebt.

Der 18. Juni 1759 erschütterte zuerst den Glauben an Friedrichs Unbesiegbarkeit. Europa's ausgelassener Jubel über Friedrichs Thaten stockte. Eine entschlossene Verfolgung des Sieges von Seiten der Oesterreicher oder eine zweite Niederlage der Art hätte Friedrichs Untergang herbeigeführt; so rasch waren seine äußern Hülfsmittel erschöpft. In ihm selbst aber wandelte sich der Uebermuth seines hochfahrenden Sinnes seit jenem Tage in die Demuth einer erschütternden Selbsterkenntniß. Das Mißgeschick, verschuldetes und unverschuldetes, mußte sich erst häufen, um Friedrichs Haupt zu beugen. Der unglückliche Rückzug des

Prinzen von Preußen hatte ihn noch so in Zorn gesetzt, daß er sich ehrenrührige Beschimpfungen erlaubte. Seit der Scene mit Prinz Moritz von Dessau hat der König nie wieder in offener Schlacht den Degen gezogen; er schien sein eignes heißes Blut zu fürchten. Aber auch sein Wort konnte tödten, sein Blick vernichten. Gebeugt von der erlittenen Kränkung zog sich August Wilhelm in die Stille zurück und überlebte nicht lange die unverschuldete Schmach. Friedrichs Anforderungen steigerten sich mit der Häufung der Schwierigkeiten; die Spannkraft, die ihn selbst in die Höhe schnellte, setzte er auch bei Andern voraus: dies machte ihn hart und ungerecht gegen die treuesten Vollzieher seines Willens. Und er konnte hart sein selbst in ruhiger Verfassung; den edlen, hochherzigen Bürger Gotzkowski ließ er in Armuth umkommen.

Auch von den Russen, auch von den Franzosen an der Weser wurden seine Truppen geschlagen, die Schweden brandschatzten Pommern und die Mark, die Oesterreicher besetzten ganz Schlesien, General Hadik überfiel selbst Berlin und trieb die königliche Familie zur Flucht, während Friedrich den Tod seiner Mutter, den Verlust seines Lieblings Winterfeld betrauerte. In dieser Trübsal kam er zu der Kraft der Selbstüberwindung, stählte sich sein Herz, erstickte der dämonische Kitzel des Eigensinns, der das Unmögliche zu ertrotzen, das Schicksal tollkühn herauszufordern schien. Von klarer Sicherheit, ohne die Prahlereien im Gefolge des Gefühls der selbstgewissen Kraft, strahlen seine folgenden Thaten. In

jenen Stunden der Einkehr und Buße reifte der Stoicismus seiner Seele. Was er bisher philosophirt, war oft nur angelernte Phrase gewesen; jetzt erst kam, was ächt in ihm, zum Durchbruch, und seine Briefe und Gedichte bezeugen von nun an, wie fest, sicher und ruhig er sich und die Dinge der Welt übersah, nachdem er dem Untergang ins Auge geblickt. „Was fehlt mir noch", schreibt er an d'Argens, „um nicht in der Lage des betrübten Hiob zu sein? Die Philosophie, mein Theurer, ist gut, um vergangene und künftige Uebel zu mildern; aber sie wird zu Schanden durch gegenwärtiges Unglück." Er gesteht sich ein, daß das Gefühl im Menschen doch mächtiger ist als der kalte Verstand. Lucrez beschäftigt ihn, er hat den dritten Gesang des Gedichts „vom Untergang der Dinge" gelesen und wieder gelesen; er findet darin die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Uebels, aber auch vom Unnützen der Heilmittel. Linderung für seine Schmerzen gewähre ihm nur die tägliche Arbeit, zu der er verpflichtet ist, und die fortwährende Zerstreuung, die ihm die Zahl seiner Feinde macht. „Wäre ich bei Kollin getödtet", schreibt er, „so befände ich mich gegenwärtig in einem Hafen, wo ich die Stürme nicht mehr fürchten würde. Jetzt muß ich noch auf diesem stürmischen Meere fahren, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Glück verschafft, das ich auf dieser Welt nicht habe finden können." — An seine geliebte Schwester Wilhelmine schreibt er nach Baireuth: „Nur eine Freistatt, nur einen Hafen find' ich, in des Todes Armen." Und an d'Argens um dieselbe Zeit: „Um meine

Qualen zu enden, so wie die Armen im Kerker, die des feindlichen Geschickes müde, den Henker, der sie quält, täuschen und ihre Fesseln edel zerbrechen: zerreiß' auch ich — was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, feingewebte Band, das meinen Geist an diesen Körper, welchen der Gram zernagt, schon allzu lange fesselt." Er studierte förmlich seinen Seelenzustand, bis dieser ihm gleichsam objectiv ward und er sich über Leben und Tod ruhig und erhaben fühlte. Augenzeugen berichten, wie er spät in der Nacht nach dem Tage von Kollin, in seinem Zimmer auf- und abgehend, mit lauter Stimme Racine's Mithridat sich vordeclamirte, das Loos dieses unermüdlichen Kämpfers gegen Rom sich vorhaltend, der, besiegt, durch Gift zu enden beschließt. In Versen schrieb er an Marquis d'Argens die Epistel über seinen Tod; sie datirt vom 22. September jenes verhängnißvollen Jahres. „Wie schlecht auch meine Verse sein mögen", gestand er einer seiner Schwestern, „sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst." Es war am Abend jenes Tages, als er den Abbé de Prades rufen ließ, der ihm seine Gedichte vorlesen sollte. Derselbe las ihm aber zu kalt, zu gefühllos; somit entriß er ihm das Blatt und trug sie selbst laut vor mit einem Ausbruch der Leidenschaft, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Friedrich war entschlossen, im Fall der höchsten Noth zur Giftflasche zu greifen. Aber diese höchste Noth mußte ihm ruhig und fest als Nothwendigkeit entgegentreten; er war entschlossen, nicht ehrlos aus diesem Streit hervorzugehen,

nicht unwürdig zu enden. „Nachdem ich", schrieb er dem Vertrauten, „meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Staate geopfert habe, wird mir freistehen, meine letzten Augenblicke für mich selbst übrig zu haben." Gerieth er in Gefangenschaft, so hatten seine Gegner damit die günstigste Gelegenheit, Preußen, wo nicht zu unterdrücken, doch auf ein Nichts zurückzudrängen. Diesen Fall hatte er vorausgesehen und in diesem Falle sah er die Nothwendigkeit, freiwillig zu enden, um seinem Nachfolger freie Verfügung über den Staat zu hinterlassen. Schon im August sagte er beim Abschied von seinen Generalen, er wäre verloren, auch wenn sie neue Siege erfechten würden, und im October gestand er seinem Bruder Heinrich, sein Entschluß sei gefaßt. Er wollte sich krank stellen und sich noch vor seiner Ankunft in Leipzig den Tod geben. Prinz Heinrich sollte alle seine Angelegenheiten in die Hand nehmen, das Heer dem Prinzen von Preußen den Eid der Treue leisten. Er selbst sei persönlich der Gegenstand des Hasses von ganz Europa; deswegen wolle er sich dem Wohle seiner Staaten opfern; „der Zustand", in dem er sich befinde, sei „nicht länger zu ertragen", sei „schlimmer als der Tod." Er zählte damals erst 45 Jahre, aber die Reife des Greisenalters drängte sich rasch ein in die Thatlust des vollkräftigen Mannes. Die Calvinische Vorherbestimmungslehre, gegen die er sich in seiner Jugend im Hause des Vaters so entschieden gesträubt, setzte sich jetzt als antiker Stoicismus in ihm fest. Die frivole Desperation der Franzosen und ihr: Après nous le

déluge! läuft freilich mit dem Lucrezischen: Nichts nach uns! auf Eins hinaus. Aber was bisher in Friedrich Schulübung gewesen, sollte jetzt im Sturm des Lebens, auf dem Gipfel der Verzweiflung, im Anblick des Untergangs furchtbare Wahrheit für ihn werden; er hatte bisher als Dilettant philosophirt, jetzt erst war seine Philosophie aus eignem Blut sein Erzeugniß und der stoische Römer in ihm fertig, der Cato's Entschluß und Kaiser Otho's freiwilliges Ende als Heroismus begreift. Friedrichs Gedichte, meist nur gereimtes Räsonnement, werden jetzt doppelschneidig, denn die eine Seite ihrer Schärfe und Schneide ist am harten Feuerstein der Wirklichkeit gewetzt. Nach Kollin schrieb er die Elegie an sein Vaterland. Sein bestes Gedicht ist die an d'Argens gerichtete, aus Erfurt datirte Epistel, die sich über Cato und Otho ausspricht, vom September des Jahres 1757. Sein Gedicht: „der Stoiker" (erst später, 1761, im Lager zu Strehlen geschrieben) faßt seinen Gedankengang am festesten zusammen. Die Winseleien schwacher Seelen sind gleichgültig; bedeutsam aber was ein starker Geist Angesichts des Todes fühlt. Friedrich singt: Schau fest dem Tod ins Angesicht, nur er ist dir ein Hafen, ein Asyl. Ihn stellet jeder Tag uns dar und lehrt, daß er die Asche von uns fordern kann. So fließt der Bach, so stürzt der große Strom durch manche Gänge, die er selbst sich grub, in schnellem Lauf zum Schooß des Oceans. Das Meer lebt wohl durch seine Wogen fort, und doch verzehrt fortwährend sich sein Schlund. Drum beuge dich und ehre dein Geschick! Dein Leben selber lehrt das

Sterben dich. Was fürchtest du? Dich sichert vor dem Schmerz der Tod. Und wenn dereinst dein Geist den Tod besiegt: verzage nicht! Das einzige vollkommne Wesen, Gott, ist groß und mild. Der schwache Wurm, der nur im Staube kriecht, der Sterbliche, weckt seine Blitze nicht. Vertraue diesem wohlthatreichen Gott. Er hilft im Tode dir gewiß. Drum wirf dich süßer Hoffnung voll in seinen Arm!

Aus solcher Feuertaufe ging Friedrich verjüngt hervor, Angesichts des Untergangs gab ihm die Verzweiflung neue Riesenkraft und ein gewisses philosophisches Gottvertrauen die Ruhe der Besonnenheit. In dieser Läuterung seiner selbst kam er zu der Besinnung, nicht mehr Unmögliches zu ertrotzen, das Schicksal nicht eigensinnig herauszufordern, nicht Uebertriebenes von seinen Mitteln und Werkzeugen zu verlangen. Er schien spielend und lächelnd seine nächsten Erfolge zu erreichen, der metallne Kern seines Innern war im Feuer geklärt und leuchtete, von Schlacken gesäubert, und indem er sich im Aufraffen seiner letzten Kräfte zu neuer Thatentwicklung zwang, gab er sich mit der Macht der Selbstüberwindung sogar den Schein der Heiterkeit und festen Zuversicht, einen Schein auf seinem ehernen Angesicht, der belebend auf die Stimmung und Haltung der Seinigen überging. Seine nächsten Kriegsthaten strahlen von dieser klaren Sicherheit ohne die Prahlereien des herausfordernden Selbstgefühls. Erst mit und nach dem Unglück bei Kollin, sagt ein Berichterstatter, beginnt sein wahres Heldenthum. Das Herzklopfen der Welt für ihn und sein Geschick

ward jetzt erst stark und mächtig, man zitterte vor seinem Unterliegen und jubelte, wie er sich Schlag auf Schlag herauswand, das Netz, das sich um ihn herum zusammenzog, nach drei Seiten hin durch drei Siege über Franzosen, Oesterreicher und Russen zerriß.

Seine Gegner feierten noch Feste, schwelgten im Vorgefühl seiner dauernden Niederlage, während er schon den Plan entwarf, ihre Vereinigung zu seinem Untergange zu hindern, mit kleinen, schnellen Heerhaufen sie wie der Blitz im Westen und Osten zu zersprengen. Der fröhliche Tag von Roßbach, eigentlich nur ein anderthalbstündiges Reitergefecht des jungen Helden Seidlitz, machte Friedrich zum Liebling Aller, die deutsch fühlten. Es war das heiterste Scharmützel, mit lachendem Wohlgefühl gegen den verweichlichten und prahlerischen Erbfeind Deutschlands ausgeführt. Der französische Marschall hatte den König in Paris schon als Gefangenen zum Geschenk angekündigt; mit einem spöttischen Seitenblick auf Louis XV. hatte die Pompadour unbedachtsam erwidert, dann werde sie doch einmal einen wirklichen König sehen! Und der Witz mit seinem „reizenden Blödsinn" kam dem König zu Hülfe, indem ein Druckfehler in der kaiserlichen Ankündigung die „eilende" Reichsarmee in eine „elende" verwandelte. Sie hieß seitdem Reißausarmee, obwohl der Prinz von Hildburghausen kein schlechter Feldherr war, wenn er widerstrebende deutsche Truppen, die heimlich für den Helden Friedrich fühlten, gegen ihn führte. Ein Berliner Jude war so gefällig den Witz zu machen, die-

ser Prinz habe unter allen Fürsten das größte Gefolge, denn außer seinen gewöhnlichen Bedienten sei er auch noch mit 40,000 Läufern angekommen. Nicht blos der Witz der Schelme, auch der Glaube des Volks focht und arbeitete für Friedrich. Aus dem Munde des Volks tönten ernste und heitere Weisen in allen Zungen, und der alte Gleim sang seine elf Grenadierlieder: Auf der Trommel saß der Held ꝛc. — Vom sternevollen Himmel sah'n Schwerin und Winterfeld ꝛc. — Und wenn der große Friedrich kommt, Und schlägt nur auf die Hosen, So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen. Der Knabe Goethe in Frankfurt sammelte die Siegeslieder auf die Preußen und die Spottlieder auf ihre Gegner, und der Greis Goethe schrieb im Angedenken an den Aufschwung der Stimmung in deutschen Landen, mit Friedrich und seinen kriegerischen Thaten sei der erste wahre und höhere, der eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen. Wieland in der Schweiz machte sein Gedicht auf Friedrichs Bildniß und warf in seinem „Cyrus" den Blick auf ihn. Der Knabe Schubart schwärmte für ihn, um später die Hymne auf ihn zu dichten. Ewald v. Kleist, der Sänger des Frühlings, besang in einer Ode das preußische Heer, in dessen Reihen er bei Kunersdorf den Heldentod fand. Schaaren Freiwilliger drängten sich zu den Fahnen Friedrichs und den Tod fürs Vaterland feierte Abt in seiner Abhandlung. Chodowiecki radirte Scenen aus dem Kriege und Kästner, der Witzige, machte die Entdeckung, daß Hippokrene auch wortgetreu nichts anders sei als Roßbach, Bach

der Rosse. Ein Rausch der Freude war über die deutsche Welt gekommen, und mit dem 5. November 1757 erhielt der Gang des Krieges für das Publicum den Reiz des spannenden Romans, dessen Held bejubelt wurde, wo er auftrat, für den man zitterte und bangte, wo er bedroht schien. Friedrich selbst blieb nüchtern, klug und mäßig. Seine kühne Gewandtheit, seine verschlagene List blieb ihm treu in Wort und That. Den gefangnen französischen Offizieren sprach er sein Bedauern aus; sie seien nur schlecht geführt; auch könne er sich nicht gewöhnen, die Söhne Frankreichs zu seinen Feinden zu zählen. Die Entlassenen eilten nach Paris und auf den Boulevards jubelte man über den gallanten Sieger von Roßbach.

Er selbst hielt den kleinen Sieg — nur 7 Bataillone waren ins Feuer gekommen, 10 andere behielten im Gewehr die Ladung — für einen geringen Anfang zum Glück; es war ihm, wie er selber sagt, nur Luft damit gemacht, um auf entgegengesetzter Seite einen ernsteren Feind aufzusuchen. Karl von Lothringen hatte Schweidnitz erobert, der Herzog von Bevern war geschlagen, Breslau bezwungen. Ruhig und fest, klar und sicher beschloß Friedrich, mit geringer Zahl den starken Feind zu schlagen, und am 5. December stieg ihm der glänzendste Stern im Kranz seiner Siege auf; den Sieg bei Leuthen nannte spät noch Napoleon „das große Meisterstück". Der Plan der Schlacht, an die schiefe Angriffslinie des Epaminondas bei Mantinea erinnernd, war mit des Königs Scharfblick entworfen und ohne die Schroffheit des starren Eigensinns von Kollin ausge-

führt. Auch seine Anrede an die Generale vor der Schlacht war ein Meisterstück der Beredsamkeit. Er stellte ihnen frei, zurückzutreten, wenn sie ihm mißtrauten, setzte ihnen ohne Hehl die Gefahr auseinander, der sie zu begegnen hätten, aber mit Worten und Blicken, daß, sagt Tempelhoff, damals Bombardier im Heere, „alle Vorstellungen der Gefahr verschwanden, und ein gewisses inneres, siegversprechendes Gefühl an ihre Stelle trat.“ Den gemeinen Mann wußte Friedrich gleich sehr zu stimmen. So schlecht das Deutsch war, das er schrieb und sprach, so passend griff es, als wär' er des gemeinen Mannes Schicksalsbruder, ans Herz des Volks. Er ritt Abends zuvor im Lager um und trat ans Wachtfeuer der einzelnen Haufen. „Was bringst Du uns noch so spät?“ fragten ergraute, mit ihm vertraulich gewordene Krieger. „Eine gute Nachricht, Kinder!“ war des Königs Antwort,. und wie sie aufhorchten: „Ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen!“ „Soll gewiß geschehen!“ hieß es unter brandenburger Flüchen. „Aber bedenkt auch, wie gut sie verschanzt sind!“ sagte der König. „Und wenn sie der Teufel regierte, hieß es, wir schmeißen sie 'raus, wenn Du uns führst!“ — „Nun, ich werde sehen, was Ihr könnt; legt Euch nieder und schlaft wohl bis dahin!“ „Gute Nacht, Vater Fritze!“ rief ihm Alles nach. — Und einen pommerschen Trupp sprach er an: „Nu, Kinder, wie wird's morgen aussehen? Der Feind ist doppelt so stark als wir!“ — „Laß nur gut sein, es sind doch keine Pommern drunter, und Du weißt, was Die können!“ — „Ja freilich weiß ich

das, sonst könnt' ich die Bataille nicht liefern wollen. Nun, bis dahin, schlaft wohl! Morgen um die Zeit haben wir den Feind geschlagen oder sind alle todt!" — „Ja wohl, rief das ganze Regiment; todt oder die Feinde geschlagen!" So zum Sieg oder zum Tode geweiht war Alles.

Friedrich verachtete nicht mehr den gemeinen Mann, mit dessen Faust, aber auch mit dessen Kernkraft der Gesinnung er seine Schlachten schlug; und als sie am frühen Morgen mit dem frommen Liede: „O Gott, du frommer Gott" ausrückten, sagte er zu Ziethen: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Ziethen hatte schon nach dem Unglück bei Kollin in stiller Nacht mit aufgehobener Hand den König auf den Alliirten da oben verwiesen, und auf Friedrichs unwillige Entgegnung, Der thue keine Wunder mehr, an den alten Spruch erinnert, je höher die Noth, desto näher Gott. Friedrich ließ es jetzt zu, Gott anzurufen. Lange genug hatte er, nur an sich selbst und die Kraft seines Willens glaubend, die Werkzeuge zur Ausführung seines Willens nur als rohes Material genommen, dessen Schwäche verspottet, den Herrgott anzurufen, wo die eigne Kraft nicht ausreiche. Er hatte verkannt, daß die zu heiligen und hohen Entschlüssen zusammengefaßte Kraft des Menschen auch unbewußt nichts anders ist und sein kann als Gotteskraft. Er hatte in seiner Jugend den frommen Formeldienst geringachten gelernt; aber er ließ jetzt Gottesdienst zu in der Stunde der Noth. — Sein Scharfblick hatte ohnedies zum guten Glück den schwachen Punkt in der Stellung des Feindes

wahrgenommen, um deren Koloß auf einer seiner Flanken zu untergraben. In der schrägen Schlachtordnung, die sich auf eine schwache Flanke wirft, um das Centrum in Verwirrung zu bringen, erfocht Friedrich mit seiner „Berliner Wachparade" von 30,000 Mann gegen Karl von Lothringen und Daun mit 80,000 den glänzendsten Sieg, eine Schlacht, sagt ein Gewährsmann, in der die Taktik einen Triumph der Feldherrnkunst feierte, daß das Genie des Königs seinen Truppen kaum einen Antheil an der Ehre des Sieges ließ. Sie führten ihres Meisters Schlachtplan so sicher und so classisch aus, als wär's ein Schauturnen auf der Festparade. Und dabei blieb Friedrich eingedenk, daß „dies ein Höherer gethan." An d'Argens, der ihm Glück wünschte, schrieb er 14 Tage nachher jenes Wort: „Ihre Freundschaft verführt Sie, mein Lieber; im Vergleiche mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsarn nicht werth die Schuhriemen zu lösen. Die Noth, diese Mutter der Betriebsamkeit, hat mich handeln gelehrt und bei verzweifelten Uebeln auch zu verzweifelten Heilmitteln getrieben." Und 8 Tage später: „Alles, was Ihre Beredsamkeit an mir erheben will, besteht in weiter nichts als in ein wenig Entschlossenheit und viel Glück. Sie werden mich nachgerade so wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben, und Sie können versichert sein, daß alle die Dinge, die in der Ferne so sehr ins Auge fallen, in der Nähe oft sehr klein sind." — Und der englische Gesandte Mitchell berichtete nach London: „Ich hatte in Breslau eine Audienz beim Könige. Ich fand

ihn vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und dessen Folgen mit der Bescheidenheit, welche einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finstern Blicke des Glücks überwältigt wird." — Der Zufall habe das Beste gethan, blieb Friedrichs Wort auch später, wenn man seine 14 Siege pries; seine drei Niederlagen waren so schwerwiegend, daß sie ihm die Endschaft menschlicher Kraft und den sichern Abgrund für ihn und seine Sache nahe rückten.

Das Jahr 1757 entfaltete mit seinen Wechselfällen schon vollständig Art und Gang des Krieges, den Schauplatz der Thaten und die Charaktere, die sie vollzogen; die sämmtlichen folgenden Jahre konnten die Dinge und die Personen nur in Wiederholungen bis zur gänzlichen Erschöpfung aufzeigen. Die Russen rückten in die Neumark vor und Friedrich schmetterte sie bei Zorndorf trotz ihrer zähen Widerstandskraft zurück; dem Reitergeneral Seidlitz gebührte an diesem blutigsten Tage abermals der größte Ruhm. Daun stutzte von neuem vor der entschlossenen Gewandtheit des Königs und nahm bei Hochkirch feste Stellung. Friedrich konnte nicht zaudern, er mußte siegen oder untergehen, Alles wagen oder verlieren. Wenn sich der Kreis der Heere im Kessel um ihn schloß, so war er verloren; er mußte das Centrum, auf das er zusammengedrängt wurde, elastisch nach der bedrohlichsten Seite ausdehnen, die Kreisabschnitte, ehe sie sich vereinigten, sprengen. Diese Ueberzeugung mochte

ihn leiten, wenn er mit 42,000 Mann den 90,000 Oesterreichern gegenüber Fuß faßte und lagerte. Prinz Moritz von Dessau, der Held von Leuthen, trug abermals wie bei Kollin seine Bedenken vor; ein Quartiermeister weigerte sich das Lager abzustecken, und Feldmarschall Keith äußerte, die Oesterreicher verdienten gehängt zu werden, wenn sie die gewagte, gefahrdrohende Stellung der Preußen nicht benutzten. Da stieg im König noch einmal der alte Dämon des Hohenzollernschen Hauses auf, jener hart- und trotzköpfige Eigenwille, der, herausgefordert, sich versteift in seinem Selbstgefühl und Dünkel. Friedrich traute dem zaghaften Daun kein Wagniß zu, in welchem er selbst allein der Meister. Aber er hatte sich diesmal verrechnet, seine Selbstgewißheit war fast in Sorglosigkeit übergegangen und der wilde Ueberfall bei Hochkirch zeigte ihm am blutigen Morgen sein halb vernichtetes, aufgelöstes Heer. Kaum daß er es zum Rückzuge ordnen konnte, der sich dann, gedeckt von Ziethen und Seidlitz, musterhaft vollzog. Es lag an Daun, das Preußenheer durch kräftige Verfolgung ganz zu zerschmettern; statt dessen sahen die Oesterreicher diesem Rückzuge wie einer trefflich ausgeführten Parade staunend zu. „Daun hat mir einen glupschen Streich gespielt," schrieb der König, „aber er hat uns aus dem Schach gelassen und das Spiel ist noch nicht verloren." Und doch hing es nur an Einem Haar und der abenteuernde Held des blutigen Schauspiels erlag. Wie nach der Niederlage bei Kollin trafen auch nach dem Sturz bei Hochkirch wiederholt Pfeile des Mißgeschicks sein Herz. Sechs

seiner Helden, mit denen er den Krieg eröffnet, büßte er ein, darunter Keith und den Prinzen Moritz; der Tod seines Bruders und muthmaßlichen Nachfolgers, den er nach dem Tage von Kollin tödtlich verletzt, trat jetzt mit der Mahnung bitterer Reue auf ihn ein und der Verlust seiner geliebtesten Schwester, Wilhelmine von Baireuth, beugte ihn am tiefsten. In einem Gespräche mit dem Philosophen Garve in Breslau wies er noch am Spätabend seines Lebens darauf hin, was ihn das alles gekostet und wie er unglücklicher gewesen als jeder Andere, weil er mehr „Empfindlichkeit“ gehabt. In der That, sanguinische Reizbarkeit und Empfindlichkeit waren die elegischen Saiten auf der Tonleiter seines Gefühls, bis sich kalt und fest der Stoiker in ihm wieder festsetzte, mit einer Ruhe, die man nur erwirbt, wenn man die Schauer des Todes überwunden. Den Tag, an welchem er den Tod jener Schwester, der Vertrauten seines Lebens, erfahren, bezeichnete er auch später noch als seinen schmerzlichsten. Am Abend des Tages fand ihn sein Vorleser Le Catt mit Bourdaloue's, des französischen Kanzelredners, Predigten beschäftigt; der König sprach kein Wort. Als der Lector am andern Morgen wiederkam, reichte ihm Friedrich ein schwarz gerändertes Papier; es enthielt eine Predigt, die er über eine Stelle der Bibel über das jüngste Gericht mit Bezug auf seine Lage aufgesetzt hatte. Er war fromm, wenn ihm das Messer an der Kehle saß. Le Catt suchte ihn zu trösten. Friedrich dankte einfach für seine Theilnahme und versicherte.: En tout cas j'ai de quoi finir la tragédie.

Und dies Etwas trug er bei sich; das Gift und der Entschluß, es unter Umständen zu nehmen, sind wiederholt Thatsachen; nach seinem Tode fand man jenes, noch fest eingepackt, in Gestalt von fünf, sechs Pillen in einem engen gläsernen Tubus. Der Entschluß, freiwillig zu enden, entstand aber nicht aus Feigheit, um der Schmach des Unterliegens zu entgehen, sondern kalt und ruhig in der Ueberzeugung, seinem Nachfolger die Lage zu erleichtern, während man dem gefangenen König die Erniedrigung, die größte Schmählerung Preußens abnöthigen konnte. In Zusammenhang damit stehen (Oeuvres posth. T. 7 und 8) die Gedichte voll tiefster Schwermuth, meist in Episteln an d'Argens, über die Bosheit der Menschen, Kaiser Otho an seine Freunde nach verlorner Schlacht, Cato von Utica an seinen Sohn und seine Freunde, und endlich „die Violine“, eine Erzählung. In der Zeit der Noth fühlte Friedrich sogar deutsch. Seine große „Ode an die Deutschen“ (vom März 1760) hält den Söhnen der gemeinsamen Mutter Germania „den Wahnsinn“ vor, sich gegenseitig zu zerfleischen und Freunde hereinzulocken ins Herz des Vaterlandes, „den Brudermord zu unterstützen.“ An Algarotti schrieb er in derselben Zeit: „Der ewige Jude, wenn er je existirte, hat kein so umherwanderndes Leben geführt wie ich. Man wird am Ende wie die Dorfkomödianten, die keinen Heerd und keine Heimath haben; wir laufen durch die Welt, um unsere blutigen Tragödien da aufzuführen, wo unsere Feinde uns erlauben das Theater aufzuschlagen.“ Er beklagt Sachsen, das unglück-

liche Land, das den Schauplatz dazu hergeben mußte; er habe es, sagt Friedrich, so lang er im Glück, geschont, jetzt sei überall Verwüstung. Von dem moralischen Uebel, das dieser Krieg mitsichbringen werde, will er gar nicht sprechen, das physische werde nicht das kleinere sein und man könne sich Glück wünschen, folge nicht die Pest darauf. „Wir armen Thoren", schreibt er, „die wir nur einen Augenblick zu leben haben! Wir machen uns diesen Augenblick so hart als wir nur vermögen; wir gefallen uns darin, die schönsten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts als ein hassenswerthes Andenken an unsere Zerstörungen und an das Elend, das sie verursacht, zu hinterlassen."

Es ist erschütternd, einen starken, selbst harten Menschen weich zu sehen. In der Reue seiner Selbstanklage, in der Wehmuth dieser Geständnisse liegt mehr Größe, als in den Zufälligkeiten, die sein Werk nach seiner eignen Einsicht schließlich als ein siegreiches krönten. An Lord Marishal, den Bruder des gefallenen Keith, schrieb er nach dem Tage von Hochkirch: „Es bleibt uns nur übrig, mein theurer Mylord, unsere Thränen über unsere Verluste zu mischen. Wenn mein Kopf ein Behältniß für Thränen hätte, es würde für meinen Schmerz nicht hinreichen. Unser Feldzug ist beendet und hat kein anderes Ergebniß auf beiden Seiten als den Verlust vieler braven Menschen, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer zu Krüppeln gemacht sind, den Ruin einiger Provinzen, Verwüstung, Plünderung und

Brand einiger blühenden Städte. Das, mein theurer Mylord, sind die Heldenthaten, welche die Humanität zittern machen, traurige Wirkungen der Bosheit und Eitelkeit einiger mächtigen Menschen, welche ihren ungezügelten Leidenschaften Alles opfern." — Zu diesen mächtigen Menschen gehörte freilich er selbst. Der gefeierte Held war zerdrückt in Wehmuth und Reue. Was er waghalsig über sich und sein Volk heraufbeschworen, mußte freilich standhaft und weise, muthig und ohne den Schein gänzlicher Erschöpfung zu Ende geführt werden, und dazu war er der Held voll innerer Widerstandskraft, wenn ihn auch schließlich die Gunst der Fügungen mehr als sein Heroismus rettete. In seinen Réflexions sur la tactique etc. schrieb er von der Methode, deren er sich bedient, um sich gegen den Koloß zu halten, der ihn zu erdrücken drohte. „Diese Methode", sagt er, „war nur gut durch die Fehler meiner Feinde, durch die Langsamkeit, welche meiner Thätigkeit zu Hülfe kam, durch die Sorglosigkeit, je die Gelegenheit zu benutzen; diese Methode darf nicht als Muster aufgestellt werden. Das gebieterische Gesetz der Nothwendigkeit hat mich gezwungen, Vieles dem Zufall zu überlassen. Ein Steuermann, der mehr den Launen des Windes als der Richtung des Kompasses folgt, kann nie als Regel dienen." Dann spricht er von den Oesterreichern, den bedeutendsten unter seinen Feinden. Er rühmt die Kunst ihrer Taktik, die außerordentliche Vorsicht in der Wahl ihrer Feldlager, ihre große Kenntniß der Oertlichkeiten, ihre wohl unterstützten Anordnungen, ihre Klugheit, nichts

zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, und sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen.

Das Jahr 1759 war für Friedrich das unglücklichste im ganzen Kriege; der preußische Staat, gestand er später selbst, befand sich in derselben Lage, wie die Römer nach der Schlacht bei Cannä. Die Heere Oesterreichs und Rußlands sollten sich von Böhmen und Polen aus vereinigen. Dies zu verhindern, denn es war sein sicherer Untergang, eilte er Soltykoff entgegen, dem sich Laudon's Heerhaufen bereits angeschlossen hatte. Die Verzweiflung gab ihm den Plan zur Schlacht bei Kunersdorf. Die Verzweiflung, die Mutter seiner größten Gedanken und Grundsätze, gab auch seinen Truppen den Heldenmuth, zu siegen oder zu sterben. Friedrich siegte bereits, die Feinde waren geworfen: da erfaßte ihn noch einmal, das dritte und letzte Mal, der Dämon des Hochmuths, er wollte die Russen, die er gründlich haßte, nicht blos besiegen, sondern vernichten. Dies trieb auch ihrerseits in den Feinden den Geist der Verzweiflung auf, der sich oft auch als Kobold gebährdet, um sich auf die Höhe des Heldenthums zu schwingen. Zwei Dritttheile der Gegner waren bei Kunersdorf gänzlich geschlagen, als Friedrich gegen den Rath seiner Feldherrn mit den von der Hitze des Tages todtmüden Kriegern die Schlacht von neuem aufnahm und seinen rühmlichen Sieg in eine grenzenlose Niederlage verwandelte. Auch Seidlitz, der Unerschrockne, gehörte zu Denen, die sich geweigert, den Kampf wiederzube-

ginnen, bis sein Jupiter tonans mit näselnder Stimme: „In's Teufels Namen vorwärts!" commandirte. In der Fluchtverwirrung ward dem Könige auch das zweite Pferd unter'm Leibe erschossen, eine Flintenkugel schlug ihm die goldne Dose in der Tasche zusammen; nur mit Mühe konnte man ihn entfernen; es schien, er suchte den Tod, man wollte ihn murmeln hören: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?"

Friedrich hielt nach Kunersdorf Alles für verloren; nur von den Feinden hing es ab, schrieb er in seiner Geschichte des Krieges, ihm „den Gnadenstoß zu geben." Die Scheu der Feinde auch vor dem Geschlagenen war gebieterisch, lähmend, und solchen Bann wirft allerdings nur ein großer Mensch auf die Gemüther. Dies einerseits das Geheimniß, daß Friedrich nicht erlag. Andrerseits lag es außer dem Bereich seines Heroismus, daß er nicht unterging. Er war auch innerlich bankerott; kein fester Plan leuchtet mehr hervor aus seinen letzten Kreuz- und Querzügen, nur die Ermüdung Aller hat ihn mitten in seiner vollständigen Erschöpfung gerettet. Sein Sieg bei Liegnitz verhinderte zwar glücklich die Vereinigung der Oesterreicher und Russen, half ihm aber nicht weiter. Die schöne Schlacht bei Torgau — der schwerverwundete König hatte sie schon für verloren gehalten — gewann ihm der treue Ziethen, der plötzlich „aus dem Busch kam" und damit sprüchwörtlich wurde. Es ward im Feldlager des Königs, in seiner nächsten Nähe immer einsamer. Mes amis me quittent! sagte er schmerzlich bei

der Meldung neuer Todesbotschaften, und in England verlor er an Georg II. den letzten Bundesgenossen, der ihm Geld gezahlt, während seine treuesten Genossen, selbst Seidlitz und Fouqué, verkannt, verletzt, sich von ihm wendeten oder auf sein Geheiß sich opferten. Im Lager von Bunzelwitz saß er, wie Daun der Cunctator, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Damit war er aus seiner Rolle gefallen, zum Gegentheil seiner selber verdammt. Der Verrath, den ein Warkotsch gegen ihn im Schilde führte, war noch die letzte Romantik, die sich an ihn und sein Geschick knüpfte; daß er mißlang und doch leicht gelingen konnte, beweist nur abermals, an welchem dünnen Faden auch seine Person, wie seine Sache, hing. Seine Lage war eine trostlose. Die Franzosen, lange genug künstlich durch Ferdinand von Braunschweig in Schach gehalten, standen von neuem mit 155,000 Mann auf deutschem Boden. Ostpreußen, halb Pommern, ein Theil der Mark, halb Schlesien und Sachsen waren in Feindes Hand, die übrige Hälfte der preußischen Länder verwüstet, das Feld lag brach, Handel und Wandel todt, während im Heer, über das Friedrich noch gebot, die Reihen gelichtet waren, die junge Mannschaft die bewährten Alten, die gefallen waren, nicht ersetzte. Es schien wirklich, als könne Friedrich auf einen Marquis von Brandenburg, wie ihn Papst Benedict XIV., den Kreuzzug wider ihn predigend, genannt, heruntergedrückt werden. Konnte, durfte er Preußens Sturz überleben? Oder stand ihm nur noch, wie dem heroischen Trotzkopf Karl XII. von Schweden frei, mit einem

Häuflein verzweifelter romantischer Haudegen sich durchzuschlagen und den Schauplatz ganz in fernes Gebiet hinüberzuspielen? In der That, nicht persönlich wie Jener, aber doch in Gedanken an ihn griff er fast zu verzweifelten Mitteln des Abenteurers. Seine Gesandtschaft nach Südrußland an den Khan der Tataren schloß ein Bündniß, in dessen Folge ein Heer dieses Fürsten nach Rußland und Ungarn aufbrechen sollte. Seine nächsten Hülfsmittel schienen ganz erschöpft: — da, wo die Noth am höchsten, war Gott am nächsten, derselbe Gott, zu welchem sein Heer erst vor kurzem (nach Oberst Mollers Rüge) wieder beten und „Herr Gott dich loben wir" singen durfte. Kaiserin Elisabeth starb und Peter III., der begeisterte Bewunderer Friedrichs, ließ 20,000 Mann zu den Preußen stoßen. Freilich blies der Wind in Petersburg bald wieder anders; nur bis zum Juli 1762 dauerte Peters Regiment und Katharina rief ihre Truppen zurück. Aber Rußland hielt sich wenigstens still, und endlich konnte ein Sieg bei Freiberg die lange Schlachtenreihe schließen. Alle Welt war kampfmüde und wollte Ruhe, Schweden, Frankreich, das Reich, selbst endlich Oesterreich, das zähe. Friedrich ging siegreich hervor, insofern der Hubertsburger Friede ihm keinen Fußbreit Landes nahm. Damit war wenig oder nichts gewonnen. Preußen aber schien zum Rang einer europäischen Großmacht emporgestiegen zu sein, denn es hatte halb Europa getrotzt. Und Deutschland jubelte dem Helden zu, der in allen Lagen, in Sieg und Bedrängniß, in Kampf und Noth sein Liebling geworden, weil er nach langer Zeit

träger Erschlaffung gezeigt, was deutsche Kraft vermag, selbst wenn sie sich gegen das eigne Blut wendet und wie einst im Glaubenskriege nochmals gegen sich selber wüthet.

Früh gealtert, ein Greis beinahe, obschon erst in der Mitte seines Lebens, kehrte Friedrich von seinen Feldzügen heim, radoteux, wie er sagt, ergraut und in sich gekehrt, ein halber Invalide unter den Schmerzen des Podagra. „Ich strebe nun nach Beruhigung meines Geistes", schrieb der König an d'Argens, „und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften still sind, über mich selbst nachzudenken, im Innern meiner Seele verschlossen zu sein und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird." Er wich dem Triumphe aus, den man ihm in Berlin bereitete. Eine Sage ging, er sei gleich nach Charlottenburg geeilt und habe dem Musiker Benda aufgetragen, Grauns Tedeum mit der Orgel in der Kapelle aufzuführen. Man glaubte den ganzen Hof zu diesem Siegesdankfest geladen; der König kam aber allein, ohne Begleitung, setzte sich, winkte, und die Musik begann. Als die Singstimmen eintraten, stützte der König den Kopf in die Hand, verbarg die Augen und ließ den Thränen des Dankes gegen den Ewigen seinen Lauf, an dessen Person er selten oder nie geglaubt. Alle Musiker bewegte das ebenfalls zu Thränen. So die Sage. Historisch ist die Aufführung

des Musikstücks, aber in Gegenwart d'Alemberts, der, ein Kenner der Musik, die beiden Graun kennen lernen wollte. Marquis d'Alembert schrieb damals aus Sanssouci (Juni 63) nach Paris an Madame du Deffant: Quand je lui ai parlé de la gloire qu'il s'est acquise, il m'a dit avec la plus grande simplicité, qu'il y avait furieusement à rabattre de cette gloire, que le hasard y était presque pour tout, et qu'il aimerait bien mieux (à) avoir fait Athalie que toute cette guerre. Beim Abschluß des Hubertsburger Friedens hatte jemand ihm gesagt, dies sei doch wohl der schönste Tag seines Lebens, der König aber habe erwidert, des Lebens schönster Tag sei, wo man es verläßt. —

Was Friedrich als Regent im Frieden war, davon giebt das von ihm gewonnene Schlesien, das ihm seine Wiedergeburt verdankt, das klarste Bild. Friedrich löste die alten Formen des Landes auf, aber behutsam, klug und geräuschlos. Schlesiens alte Verfassung war längst in Verfall gerathen; die ständischen Gerechtsame waren zu einem Gemisch von theilweiser Erschlaffung und Verknöcherung ausgeartet, das Leben war unter Oesterreichs Scepter seinem Inhalt nach gemächlich, in seinen Formen steif und hart geworden. Schlesien wurde vom alten Schlendrian der halb reichsständischen, halb geistlichen Privilegien befreit, modern und spartanisch neu geordnet, polizeilich und militärisch umgeformt. Das Deutschthum war in Schlesien ganz matt geworden, die Borussificirung des verlodderten schönen Landes that ihm gut. Friedrichs erstes, persönliches Auftreten schon hatte

vortheilhaft im Sinne der Schlesier gewirkt. Als das österreichische Erbe trotz der pragmatischen Sanction fraglich wurde, Spanien und Sardinien, Baiern und Sachsen ihre Federn in Bewegung setzten, rückte Friedrich mit gezücktem Degen ein, naiv, dreist und entschlossen, zu nehmen, was zu kriegen war. Er kam, sah und siegte; bis auf die Festungen war das ganze Land wie mit Einem Streiche sein. Die ganze Welt war überrascht und die sanguinischen Schlesier lieben Ueberraschungen. Das altehrwürdige Breslau hatte nach alter Gerechtsame nur eine städtische Besatzung und ließ keine fürstliche zu. Der junge Preußenkönig zog am 3. Januar 1741 mit seinem Hofstaat und 30 Gensdarmen ein, lud zu Balle, tanzte flott mit den Damen und entzückte Alles. Seine Persönlichkeit wirkte sympathisch, seine Geistesgegenwart riß die leichtbeweglichen, zu Scherz und Heiterkeit geneigten Schlesier hin; bei der Huldigung lief ein freudiges Staunen über die Versammlung der Eidleistenden: der König hatte in Ermangelung des Scepters seinen Degen zum Schwur hingestreckt. Und seine Zusicherungen, Ordnung zu schaffen, aufzuräumen, aber Jeden persönlich in seinem Recht und die Religionen jede in ihrer Art und Weise zu schützen, wurden Thatsache und Wahrheit, wenn auch dictatorisch in seinem Sinne, und mitunter eigensinnig und rechthaberisch. Das allerdings zum bloßen Schattenspiel gewordene Recht der freiwilligen Steuern, die der Landesherr bei den Ständen erst beantragen mußte, hob Friedrich auf. In der Städteverfassung verwandelte er die erledigten Rathsstellen

in königliche Aemter; damit beseitigte er gemach die freie Wahl der Magistrate. Bei dem Schwung, den Alles in Schlesien annahm, in Thätigkeit und Stimmung, ward die gelinde Beraubung dieser alten Freiheiten, auch wohl im Drange des nachfolgenden Krieges, weniger fühlbar. Denn Friedrich hielt sein den alten wie den neuen Provinzen gegebenes Wort, keine neuen Steuern aufzulegen, selbst mitten im Drang der höchsten Kriegsnoth. Ein schlesisch Wort von damals hieß: In Oesterreich Alles schlaff, in Preußen Alles straff! Der Geist militärischer Ordnung räumte in dem alten Wuste der Steuerverwirrung auf. Eine von Kaiser Karl VI. eingesetzte Commission hatte 20 Jahre gebraucht, um den Kataster festzustellen, ohne damit zu Stande zu kommen; unter Friedrichs Beamten ward dies Werk in zwei Jahren vollzogen. Friedrich beseitigte die Junkerherrschaft und schuf eine neue stricte Justiz. Er beschränkte den Adel in dessen Verhältniß zum erbunterthänigen Bauer, wußte ihn aber mit Titeln und Standeserhöhungen zu begütigen und zu ködern, den jüngern Söhnen das Privilegium militärischen Heldenthums zu sichern. Sein Edict von 1748 machte durch Feststellung eines bestimmten Lösegeldes die Befreiung von Leibeigenschaft möglich; der Schutz der Bauern vor ungemessenem Frohndienst und vor harter Willkür der Grundherren in bekannter polnischer Manier begann mit preußischer Herrschaft in Schlesien zur rechtlichen Thatsache zu werden. Friedrich ging freilich allerwegen klug und schrittweis zu Werke. Weder Bürger noch Bauern durften Ritter-

güter erwerben oder bewirthschaften; ebenso wenig durfte der Städter Bauerngüter besitzen. Friedrich gründete Schulen, aber er benutzte für den Unterricht die in Schlesien vorgefundenen, von ihm für tauglich erkannten Jesuiten, die somit bei ihm eine Stütze fanden, im aufgeklärten Staate eines protestantischen Fürsten eine Freistatt erhielten, während die katholischen Höfe sie verjagten, der Fluch der Welt ihnen folgte, der Papst sie aufhob. Die protestantische Mehrzahl in der Bevölkerung Schlesiens aber begrüßte den siegreichen Preußenkönig als entschiedenen Retter und Erlöser. Von den 35 katholischen Festtagen hob er 17 auf, damit die Religion nicht allzuviel Müßiggänger mache. Noch 1760 war Oesterreich unvorsichtig genug, die Lutheraner aus der Grafschaft Glaz zu vertreiben, und für Friedrich galt jeder überlieferte Glaube gleich viel, — d. h. gleich wenig. Seine Toleranz war für ihn selber Indifferentismus, für den Staat aber und für das Leben der Menschen ein Segen. Selbst die Schwenkfeldianer, die das Abendmahl für eine bloße Ceremonie, Brot und Wein nur für Bilder hielten, wurden nach Schlesien zurückberufen, die Zinzendorfianer und die Brüdergemeinde geduldet; selbst Hussiten wanderten aus Böhmen ein. So kam in Schlesien zum Sieg der preußischen Waffen auch der moralische Sieg, und das ganze Land, auch physisch nach seiner natürlichen Lage bei der Richtung seines Flusses nach dem Norden Deutschlands gewiesen, fühlte sich alsbald wie neugeboren, naturgemäß hergestellt, geistig verjüngt.

Friedrichs vernunftgemäße Neugestalt des Gerichtswesens erweckte die Nacheiferung des ganzen Zeitalters. Der erste Entwurf dazu (1747) war ganz das Ergebniß seiner eignen Einsicht; die Verbesserung des Proceßganges blieb seine Lieblingssache; noch bis ins späte Alter vervollkommnete er sein Landrecht. Die meisten Staaten reformirten ihre Gesetzbücher nach Friedrichs Codex, der ein großes Zeitereigniß war, ob er schon blos negirend auftrat, blos Mißbräuche abschaffte. Er hob die Tortur auf, ließ Kindesmörderinnen nicht mehr sacken und ersäufen, sondern einfach enthaupten, erleichterte die Schließung und die Lösung der Ehen, — damit „die Bevölkerung vermehrt" werde. Dem Bauernstande suchte Friedrich durch unaufhörliche Cabinetsbefehle aufzuhelfen, aber Hörigkeit, Hofdienste, Vorspann, Magazinlieferungen zu bestimmten Preisen, viermonatliche Grasung der Reiterpferde u. a. hielten freilich diesen vierten Stand noch immer (bis 1810) in Preußen danieder. In der Pflege der Landwirthschaftszweige war der König unermüdlich, wenn auch nicht immer ohne Willkür und Laune. Den Pommern z. B. befahl er Hopfen zu bauen, in Schlesien schaffte er den dort herrschenden Widerwillen gegen den Kartoffelbau ab. Mit kluger Fürsorge kaufte er zu wohlfeilen Preisen Getreide auf und ließ es den verarmten Landleuten ab, oder schenkte ihnen mitten im Kriege, was er an Korn den Russen abgenommen. Trotz der drei Kriege legte er keine neuen Steuern auf, bezahlte alle Fuhren und Lieferungen und behalf sich lieber mit Verschlechterung seiner Münze.

Sein schlechtes Geld, die „Ephraimiten", die „Blechklappen", fielen meist dem Auslande zur Last, seine Cassenscheine zur Besoldung für die bürgerlichen Beamten erlitten freilich beim Wechsler vier Fünftel Verlust. Klöster, Stifte, Domänen besteuerte er wie alle Güter, adelige, bürgerliche und bäuerliche, die letztern jedoch mehr. Ein Graf Carolath z. B., der von seinen Gütern über 20,000 Thaler Einkünfte bezog, wurde mit 3245 Thlrn. in die Steuerliste gesetzt, während sein bürgerlicher Nachbar mit 4500 Thlrn. Einkünften nicht weniger als 2000 Thlr. zahlte. Er spottete nicht selten über die „vermoderten" Ahnen alter Häuser, war aber doch der Meinung, er müsse sich die „Race des Adels" erhalten. Nur bei der Artillerie und den von ihm neugeschaffenen Husaren machte er Bürgerliche zu Officieren; lediglich Söhne Adeliger hatten Zutritt zu seinen Cadettenhäusern. Verkauf adeliger Güter an Bürgerliche war ihm ein Gräuel, Mißheirathen des Adels mit Bürgerlichen hintertrieb er möglichst, ließ sie nur zu, wo der Vortheil dafür sprach. So durfte ein Graf Redern eine Millionärin „ohne Geburt" heirathen und seine Gattin an den Hof bringen, unter der Bedingung, daß ihre Million nicht außer Landes nach Holland ging, und ein zweifelhafter Graf erhielt die Anerkennung seines Ranges, weil er sein Geld dem Lande erhielt. Den Soldatenstand stellte er ungebührlich höher als jeden andern. Ein Legationsrath hatte einen Rangstreit mit einem Fähnrich und wandte sich klagend an den König. Die Sache sei gar nicht streitig, lautete Friedrichs

Entscheid; es verstehe sich von selbst, daß die Fähnriche den Rang vor allen Legationsräthen hätten! Der Legationsrath, Graf Schwerin, ein Neffe des Helden von Prag, verließ den Civildienst und wurde Fähnrich. Der König achtete also auch nicht den Grafen in ihm; er kannte nur militärischen Dienstadel, deutsche Reichsgrafen und Reichsbarone waren ihm lächerlich; er verbot sogar den Zeitungen, von solchen zu schreiben.

Wie Friedrich in der Eigenliebe das sicherste und das beste Princip der Moral fand, so war der handgreifliche Nutzen ihm Leitfaden in Allem. In seiner spätern Zeit hörte er auf, in der Landwirthschaft mit Cabinetsbefehlen als Deus ex machina zu wirken, und richtete sein Augenmerk mehr auf Manufacturen. Die schlesische Wolle ging früher ins Ausland und kam als Tuch wieder. Der Aerger darüber bestimmte den König zur Anlage von Tuchfabriken; alle schlesischen Regimenter trugen seitdem schlesisches Tuch. Selbst seinen Widerwillen gegen die Juden überwand er, wenn sie sich auf Fabriken legten. Er änderte nicht viel an den Judengesetzen. Nach ältern Privilegien durften in Berlin nur 152 Judenfamilien sein. Im Jahre 1750 aber waren 203. Deshalb 1752 ein Cabinetsbefehl: daß die Schutzjuden nicht mehr nach Familien, sondern nach Köpfen gezählt, bei der Ueberzahl aber die ärmsten und unsittlichsten weggeschafft werden sollten. Da sie reich geworden, wurden sie zu Manufacturen benutzt, mußten pachten und kaufen, und wenn sie brav zahlten, erlaubte er ihnen, „ein

zweites Kind anzusetzen.“ Die Lottounternehmer mußten jährlich für 10,000 Thlr. Porzellan bei ihm kaufen. In Landbau und „andere christliche Gewerbe“ durften sie sich nicht „mengen“. Vom Jahre 1764 lautet ein königliches Handschreiben: „Die Juden lassen sich beigehen, Kühe zu pachten, was Uns mißfällt. Auch sollen die Juden nicht handeln mit rohem Leder, Wolle ꝛc., damit die christlichen Fabrikanten nicht von ihnen gedrückt und ausgesogen werden.“ Dagegen blieb ihnen volle Freiheit des Gottesdienstes, den Rabbinern sogar der schiedsrichterliche Spruch in Ehe- und Erbschaftssachen. Wenn ihnen die Rechte „christlicher“ Kaufleute gegen große Summen ertheilt wurden, so fragen wir heutzutage freilich: Wer war dabei der wahre Jude?

Seine Ordonnanzen haben im Einzelnen oft genug für uns einen humoristischen Anstrich, besonders bei Anstellung alter Soldaten. Einen invaliden Quartiermeister decretirte er zum Bürgermeister von Aschersleben. Auf das dagegen erhobene Bedenken geht er ein und verfügt: „Dann soll er sich mit der Rathmannsstelle begnügen.“ Ein General schlug vor, einen alten Regimentspauker zum Bürgermeister von Ermsleben zu machen. Der König entgegnete eigenhändig: „Ich habe noch viele invalide Unteroffiziers, die unterzubringen sind, eh' ich an die Paukers denken kann.“ Als es ihm zu langsam ging mit der massenhaften Unterbringung der Invaliden, erließ er eine starke Rüge „wegen manquirender exactitude“, und schrieb: „Wenn ich zur Inspectionsreise

komme und finde andere Jungens und Domestiques, wo ich Invaliden wünsche, so jage ich sie zum Teufel!"

In seinem Verhalten zum Orden des heil. Loyola zeiht man ihn der Treulosigkeit gegen seine eignen Ueberzeugungen. Als Prinz hatte er 1737 eingestanden, er „verachte" sie zu sehr als daß er ihre Werke läse; „die schlechte Beschaffenheit ihres Herzens verdunkele alle ihre Vorzüge des Geistes." Und trotz dieser Einsicht in die „schlechte Beschaffenheit ihres Herzens" übergab er ihnen in Schlesien den Unterricht der Jugend, schrieb 1773, im Jahre der Aufhebung ihres Ordens, an Voltaire, der ihn Protector der Jesuiten schalt, der Papst habe „ihnen den Schwanz abgeschnitten" und nun könnten sie „nicht mehr wie Simsons Füchse die Häuser der Philister in Brand stecken." Uebrigens habe er im Dresdener Frieden versprochen, die Religionen in statu quo zu belassen. Und die katholischen Fürsten hätten ihren Papst zum Absolviren; ihn entbinde kein Mensch, also müsse er sein Wort halten, denn ein Papst würde sich wohl eher die Finger abhauen lassen, als mit diesen Fingern einen verdammten Ketzer von seinem Schlage zu segnen! — Zwei Jahre später spricht er seine Hoffnung aus, der heilige Vater werde bankerott machen, wenn nur noch einige Minister und Fürsten, die über gemeine Vorurtheile hinaus sind, ans Ruder kämen. Schon hätten seine Wechsel und Assignaten zur Hälfte ihren Credit verloren; ohne Zweifel werde die Nachwelt des Vorzugs genießen, frei denken zu können. Dabei blickt er aber weiter als alle andern Zeitgenossen. Bei der Nachricht von der Auf-

hebung von Klöstern in Frankreich, Oesterreich, Spanien, in welche der Papst willigte, ruft er aus: „Welche Revolution! — Und nur die Verschwendung der Höfe verlockt zu dieser Maßregel, die dem Baume die Axt an die Wurzel setzt. Der Baum wird stürzen, da man ihn untergräbt!"

Zu dem Colbert'schen Sperrsystem, dem Friedrich im Handel und Wandel huldigte, gehörte auch, um kein Geld ins Ausland zu lassen, für die Landeskinder das Verbot, auf nichtpreußischen deutschen Hochschulen zu studieren. Er gab mit diesem Zwange das erste Beispiel zur provinziellen Verengung der Studien, hob die bisherige Gemeinsamkeit eines wissenschaftlichen, wenigstens akademischen Deutschthums auf, während er für die Kinder vornehmer Stände durch ausschließlich französische Erziehung eine förmliche Entdeutschung der Bildung betrieb. In den niedern Schulen benutzte er für die Lehrerstellen gern seine invaliden Unterofficiere, weil er in Folge des Hubertsburger Friedens 30,000 Mann entließ und der bürgerlichen und bäuerlichen Thätigkeit wieder zuführte. Damit faßte im preußischen Schulwesen jener Zeit eine entschiedene Barbarei und ein zopfig militärischer Formeldienst Fuß, während des Königs Geldknauserei den ehrenwerth betriebsamen Minister v. Zedlitz bei Berufung tüchtiger Kräfte nicht selten in peinliche Verlegenheit setzte; daher die Redensart vom travailler pour le roi de Prusse. Das philanthropische System Basedows erwuchs außerhalb des preußischen Staates, und wenn die Zurückberufung des unter Friedrichs Vater schnöde verjagten

Wolff aus Halle ein gerechter und löblicher Sühnact war, so geschah doch sonst vom „Philosophen von Sanssouci“ wenig in Sachen deutscher Philosophie. Nicht blos Lessing, auch Kant in Königsberg blieb unbeachtet von ihm. Der Geist französischer Freidenker, der Friedrich geschult, hinderte ihn freilich, sich je Eingriffe in die Denkfreiheit zu gestatten. Presse und religiöses Gewissen blieben unbeschränkt. In Bezug auf jene war er glücklicher Weise selbst Schriftsteller, wußte also die Macht der öffentlichen Meinung zu schätzen. Doch entdeckt man auch einige widerhaarige Gelüste in Sachen der Bücherfreiheit und Censur. Sein bekanntes Wort vom Jahre seines Regierungsantrittes hieß: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt sein.“ Doch schon drei Jahre darauf, 1743, lautete ein Erlaß, „in politicis“ sei „nichts ohne höhere Erlaubniß zu drucken.“ Nach der Beruhigung der aufgeregten Stimmung erschien 1772 ein Cabinetsbefehl des Inhalts: die Bücher seien „einer zwar nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung zu unterwerfen“, weil „die Freiheit stets mißbraucht“ werde und „die allgemeine Sicherheit wie das Wohl der Gesellschaft den Spott nicht vertrage.“ In Politik durfte namentlich nicht dramatisirt werden und Lessings Minna v. Barnhelm fand in Berlin viel Schwierigkeiten, bis es 1768, ein Jahr nachdem es im Druck erschienen, zur Aufführung kam. Die Politik im Stück war nur sehr gelegentlich, die Anspielung beruhte nur auf Voraussetzung von Thatsachen. Nach dem Hubertsburger Frieden waren 21 Freicorps ohne alle Ent-

schädigung zum allgemeinen Aergerniß entlassen, und in Lessings Minna wurde dies Thema berührt. Für seine Person war Friedrich generös. Ein Pasquill auf seine Person ließ er bekanntlich an einer Berliner Straßenecke tiefer rücken, damit es die Leute besser läsen. Der von den Kanzeln als Atheist verfolgte Freidenker Edelmann konnte in Friedrichs Hauptstadt unangefochten leben, die Fortsetzung von Lessings Wolfenbütteler Fragmenten erschien 1778 zu Berlin im Druck und der überall verjagte Rousseau erfreute sich in Neuschatel des preußischen Schutzes. Im Garten zu Montmorenci lautete Jean Jacques' dankbare Inschrift unter Friedrichs Bildniß: Il pense en Philosophe et se conduit en Roi. Friedrichs Grundsatz war: Mögen sie reden was sie wollen, wenn sie nur zahlen was sie sollen! Leider gingen aber seine Maximen nicht immer in seinen Codex über, manches blieb Phrase in seinen Schriften, seine Grundsätze wurden nicht immer Staatsgrundgesetze. Sobald Friedrich die Augen schloß, griff die feige Angst im Gefühl der Schwäche und Verschuldung bald genug zu entgegengesetzten Maßregeln, um das von Friedrich verspottete Gottesgnadenkönigthum zu schützen und Denken und Glauben zu knechten, d. h. christlich zu behüten, denn das Gefühl erbärmlicher Versündigung nannten die Wöllner unter dem zweiten Friedrich Wilhelm christliche Empfindung. Friedrich schrieb als Prinz 1739: da er es mit keiner Sekte halte, so könne er ihnen allen ohne Vorurtheil zusehen und „sich auf ihre Kosten belustigen"; in der Moral sei er jedoch nicht so indif-

ferent, da sie der nothwendigste Theil der Philosophie sei und am meisten zum Glück der Menschen beitrage. Er kannte und verstand vom Christenthum nichts als einige praktische Griffe humaner Wohlfahrt. Diese Armuth der Empfindung gab seiner Größe jene Nüchternheit, die kalt blieb und kalt läßt, aber doch Hochachtung, ja selbst Ehrfurcht einflößt vor der unerschütterlichen Kraft und Stärke seiner Seele. Wie er als Prinz in seinem Antimacchiavell als das Zeichen einer starken Regierung erklärte, „Jedermann Gewissensfreiheit zu gestatten", da ein Regent nur „König sein und nie den Priester machen" dürfe, so erwiederte er in seinem Alter als Herrscher dem Herzog von Braunschweig, der in der Religion „doch eine starke Stütze der Autorität" sehen wollte: ihm „genügten Ordnung und Gesetze; blinder Gehorsam sei nur für Tyrannen, wahre Fürsten brauchten nichts als einen vernünftigen und auf Gründen beruhenden Gehorsam." Die Berliner Oberkirchenbehörde, welche sich bei ihm beklagte, daß die Katholiken in ihren Schulen Proselyten machten, verwies er auf den Fiscal, der ein Auge darauf haben müsse, daß keine Religion der andern Abbruch thue, denn in seinen Staaten müsse „Jeder nach seiner façon selig werden können." Ein späterer Ausspruch von ihm lautete: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Duldsamkeit eine zärtliche Mutter, welche sie gedeihen und blühen macht." Er verlangte nur „gute Bürger". Sein Rechtsgefühl in Religionssachen ging allerdings Hand in Hand mit seiner Gleichgültigkeit gegen

Glaubenssätze. Der Zögling Voltaire's hatte sich von Jugend auf an seines Meisters Haß gegen die Hierarchen genährt. Voltaire's Satyre hatte ihre große Mission darin, die Herrschaft der Geistlichkeit, die sich im Schooße des Aberglaubens an der Verdummung der Welt jahrhundertelang gemästet hatte, zu stürzen. Als Regent zog sich Friedrichs Zorn gegen Uebergriffe der Geistlichen oft ruhig hinter seinen Rechtssinn zurück. Bei Streitigkeiten zwischen Seelsorgern und Gemeinden trat er meist auf Seite der letztern. „Den Fafen (Pfaffen) wird man keine Verfolgung gestatten!" lautete eine seiner Verfügungen von eigner Hand. „Wenn der Pfarrer den Bauern gefällt, muß man sie nicht chicaniren!" hieß es in einer andern, als die Oberbehörde einen Dorfprediger absetzen, die Gemeinde aber nicht von ihm lassen wollte. Den Berlinern, die gegen die Einführung eines verbesserten Gesangbuches einkamen, gestattete er das alte. Freilich bezeugte seine eigenhändige Randglosse dazu die entschiedene Verarmung seines Gemüthes, das von der Poesie unserer Kirchenlieder, von der Einkehr und Zuflucht des Herzens in die Stille, wo Gott spricht, keine Ahnung hatte. Die Randglosse des Königs mit der Anführung eines Liedes von Paul Gerhard verrieth offenbare Rohheit. „Wenn die Leute", schrieb Friedrich, „noch länger: Nun ruhen alle Wälder und ähnliches dummes und thörichtes Zeug singen wollen, so soll man sie gewähren lassen." In Neufchatel war über das Dogma von den ewigen Höllenstrafen ein Streit ausgebrochen, gegen den er einschreiten sollte. Er entschied,

er habe nichts dagegen, wenn die Pfaffen ewig verdammt sein wollten. Der Prediger Franke in Halle, der Sohn jenes Pietisten Hermann August, des dortigen Waisenhausstifters, hatte die Entfernung der Komödianten aus der Universitätstadt betrieben, wie früher sein Vater, der Wortführer an der Tafel des verstorbenen Königs, sich an der Vertreibung des Philosophen Wolff verschuldete. Friedrich wollte den Studenten eine „Satisfaction" geben und die Bigotterie des „Fasen" strafen, indem er Diesem befahl, die verpönte Bude Apolls in Person zu besuchen und darüber vom Schauspieldirector ein Zeugniß beizubringen. Nur mit Mühe gelang es, diese Verordnung stillschweigend unausgeführt zu lassen. In des großen Königs Werken stehen zum Ergötzen der Spötter des Christenthums unter anderen auch folgende Sätze: „Große Frömmelei und Verrücktheit im Gehirn sind meiner Ansicht nach gleichbedeutende Wörter (Brief an d'Alembert, 1774), wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher ist, denn sie ist bleibend, die Verrücktheit hingegen verliert sich, sobald das Fieber nachläßt." — „Wenn man sehr christlich ist, so ist es schwer, zugleich sehr vernünftig zu sein." — „Man möchte bisweilen glauben, von Konstantin bis auf Luther sei die ganze Welt toll gewesen." — „Die evangelische Religion ist die beste, viel besser als die katholische," — warum? — „weil die protestantische Kirche ganz der Regierung unterthan ist!"

Dicht neben diesen Belegen nackter Rohheit, dreisten Dünkels und herrischen Eigensinns stehen dann freilich eben

soviele Kernsprüche der lichten, hellen gesunden Vernunft. „Ich denke über Satyren wie Epiktet,“ schreibt der Greis 1775 an Voltaire; „sagt man Böses von Dir, und es ist wahr, so bessere dich; sind es Lügen, so lache darüber.“ — „Froher Muth“, schrieb der Jüngling aus Rheinsberg, „macht uns zu Göttern, mürrischer Ernst zu Teufeln. Der letztere ist eine Art von Geiz, der die Menschen des Glücks beraubt, das sie genießen können.“ — „Ach wie hartherzig sind doch die Menschen!“ schreibt der Menschenkenner an Marquis d'Argens 1757. „Es heißt: Ihr habt Freunde. Ja wahrlich schöne Freunde, die die Arme über einander schlagen und zu einem sagen: Bei meiner Treu, ich wünsche euch viel Glück! — Aber ich ertrinke: reicht mir doch wenigstens einen Strick! — Ei nicht doch, ihr werdet nicht ertrinken. — Doch, den Augenblick sink' ich unter! — Ei, wir hoffen das Gegentheil; wenn es aber geschehen sollte, so seid versichert, daß wir euch eine schöne Grabschrift setzen.“

Selten wohl hat ein Mensch auf dem Throne so tief in das schwache Herz der Menschen geblickt. Mitunter freilich ist die scharfe Helle seines Blicks wie kaltes Wetterleuchten einer nüchternen Verzweiflung, die sich über alles hinwegsetzt. In einem Briefe aus demselben Jahre und an denselben Freund, der ihm zur Zeit des siebenjährigen Krieges den vertrauten Jordan von früher her ersetzte, lesen wir folgende verwegene Aeußerung: „Wir Fürsten, wir dürfen uns nur in unserer Herrlichkeit zeigen, so wie der Herrgott bei der Messe. Man erhebt eine goldne Monstranz, alles Volk

betet an, die Messe wird gelesen, harmonische Instrumente begleiten sie, das Beispiel flößt eine düstre, finstre Ehrfurcht ein. Es kommt ein Quidam dazu, sieht die ganze Ceremonie mit prüfendem Auge an, nimmt die Monstranz, findet darin ein Stückchen ungesäuerten Brotes und lacht über den Aberglauben des Volks." — Dieser Quidam kann aber nur der kalte Spötter sein, der keinen Theil hat an dem Bedürfniß der Phantasie und des Herzens, das Ewige im Symbol ahnend zu fassen. Besser klingt schon ein anderer Ausspruch Friedrichs: „Die Macht der Geistlichkeit beruht nur auf Meinungen und auf der Leichtgläubigkeit der Menschen. Man kläre diese auf, so hat die Bezauberung ein Ende." Für „Leichtgläubigkeit" wird freilich der tiefere Kenner der Menschen lieber: Glaubensbedürftigkeit sagen und das Amt der Aufklärung, d. h. der Deutung der Geheimnisse des Lebens in den Händen erleuchteter Priester nicht für entweiht halten. Damit nicht im Widerstreit stände dann des Königs politischer Ueberzeugungssatz: „Falsche Politiker meinen in ihrer Beschränktheit, es sei leichter, ein unwissendes und dummes Volk zu regieren als ein aufgeklärtes; gerade umgekehrt, je unwissender und thierischer, desto widerspenstiger und unlenksamer ist es." Um es also lenken und bilden zu können, bedarf es aufgeklärter Lehrer, und bessere Lehrer giebt es nicht als Jünger Christi. Ergreifend, als schmerzliches Ergebniß eigner Erfahrung, klingt Friedrichs Wort: „Jemand, von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verschrieen, mag er auch übrigens der recht-

schaffenste Mensch von der Welt sein." — Man kann Friedrich nicht für unreligiös, nicht einmal für unchristlich erklären. Nur war seine Religion ein Kind des nüchternen Verstandes, seine Frömmigkeit nichts als die Logik des Stoikers, sein Christenthum ein karger Abhub, ein Brosamen von der reichen Tafel eines geheiligten Lebens. Wenn der König einen alten General wegen dessen Betheiligung am Genuß des Abendmahls verspottete, so nahm er den Unbill doch im nächsten Augenblick zurück. Er blieb ein Zweifler, aber er ließ es zu, wenn Andere aus andern Quellen schöpften; in der Jugend ein Spötter, war er eines Bessern belehrt; er schwieg sogar, als nach dem Siege bei Leuthen 25,000 Mann wie aus Einer Kehle: „Nun danket Alle Gott!" anstimmten; in der Schule des tiefbittern Ernstes hatte er den Spott verlernt. Und wenn die Prediger von den Kanzeln an die preußischen Fahnen den Sieg des evangelischen Christenthums knüpften, so lag das zwar außer seinem Gefühlskreise, aber er war politisch genug, es in seinen Gesichtskreis zu ziehen und es zu benutzen. Ein Held wie Gustav Adolf, der eine Fahne des Glaubens entfaltete, war er nicht. Religiöser Enthusiasmus und Fanatismus galt ihm gleich viel, wie denn freilich auch oft genug die helle Flamme dieser Erleuchtung im dunklen Qualm erstickt, die Grenzlinie zwischen Glauben und Aberglauben unsicher genug schwankt. In seinen Zweifeln aber war Friedrich ehrlich, in seinem Unglauben suchte er gegen Andere gerecht zu sein. So gewöhnte er sich, das Bedürfniß des Glaubens in Andern

zuzulassen, während er sich von dieser Bedürftigkeit, als einer Schwäche des Geschlechts, ausschloß. So konnte er schließlich in einem Briefe an d'Alembert (1770) das Christenthum gegen das Système de la nature sogar in Schutz nehmen, die Unvernunft des Verfassers schelten, dessen Verleumdungen als Uebertreibungen rügen; der Satz des Evangeliums: Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun! sei der Inbegriff aller Moral. Friedrichs Religion war Moral. Im sittlichen Instinct der Menschen sah er den Bau der menschlichen Gesellschaft und die staatliche Ordnung begründet; alles Andere gab er preis, weil er die moralische Triebkraft im menschlichen Geist für so stark und für so ausreichend hielt. „Unsere jetzigen Religionen" — dies die Summe seines Bekenntnisses — „gleichen eben so wenig der Religion Christi als der der Irokesen. Das Christenthum veränderte sich wie die Sitten. Es verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr von seiner ursprünglichen Einfachheit und artete bald so aus, daß man es kaum noch wiedererkennen konnte. Nichts übertraf bei seiner Entstehung die Heiligkeit seiner Moral; aber der Hang des menschlichen Herzens zur Verderbniß verkehrte dieselbe bald. So wurde der reinste Quell des Guten der Grund zu einer Menge von Uebeln für die Menschheit. Christus hat keine Dogmen eingesetzt, die Kirchenversammlungen haben dafür gesorgt. Seine Religion war reiner Deismus." — Im Grunde war ihm Christus nur ein zweiter Sokrates. Und hierin liegt die Einseitigkeit, aber auch die starke Kraft der

Charaktere jenes Jahrhunderts. Sie schufen das Heil aus sich selbst, und hielten es für Schwäche, die Heilsbedürftigkeit der menschlichen Natur aus ihrer Unzulänglichkeit herzuleiten. Ihr Glaube war die Errungenschaft ihres forschenden Verstandes, ihre Religion das Ergebniß der zusammengefaßten Kraftentwickelung ihres Geistes. Im scharfen Zugwind ihrer hellen Bergluft verschmähten sie die Atmosphäre der Niederungen, in deren Sümpfen sich die Feigheit der Verzagten Nester baut. Ihr bestes Wissen war auf der Degenspitze der Forschung errungen, hatte sich sogar in der Feuerprobe der Verzweiflung bewährt. Weit entfernt von der Aufklärung von heute, deren Materialismus die Herrschaft des Geistes nicht mehr kennt, fand sich ihr Deismus, der als glaubensleer gescholtene, doch im geistigen Centrum der Welt zurecht. König Friedrich construirt sich das Wesen eines selbstbewußt handelnden Gottes in demselben Briefe an d'Alembert, und die deistische Richtung hat keine bessern Beweise vom absoluten „Ding-an-sich" vorzuführen. „Die Vernunft", schrieb er, „zeigt mir so erstaunenswerthe Verhältnisse in der Natur und legt mir so auffallende und so einleuchtende Endursachen vor, daß ich gezwungen bin zuzugeben, ein denkendes Wesen walte über diesem Weltall, um die allgemeine Einrichtung der Maschine in Ordnung zu erhalten. Dieses Wesen denk' ich mir als den ersten Urstoff des Lebens und der Bewegung. Das System einer Entwicklung des Chaos scheint mir unmöglich zu erweisen, denn es würde noch mehr Geschicklichkeit dazu gehören, das Chaos

zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen wie sie jetzt sind. Das System einer Schöpfung aus Nichts ist widersprechend und folglich ungereimt. Es bleibt also nichts übrig als die Ewigkeit der Welt, — eine Idee, die keinen innern Widerspruch insichschließt, weil das was heute ist, auch sehr wohl schon gestern dagewesen sein kann und so fort. Da nun der Mensch Materie ist, und doch denkt und sich selbständig bewegt, so seh' ich nicht ein, warum nicht ein ähnliches denkendes und handelndes Urwesen mit der allgemeinen Materie sollte vereinigt sein können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich keinen Begriff von einem Wesen habe, welches keinen Raum einnimmt und folglich nirgends existirt. Da aber unser Denken eine Folge der Organisation unsers Körpers ist: warum sollte nicht das unendlich mehr als der Mensch organisirte Weltall eine Denkkraft besitzen, die unendliche Vorzüge vor der Verstandeskraft eines so schwachen Geschöpfes hätte?“

In Friedrichs Zweifeln am Geist liegt mehr Beweiskraft und Gewißheit, als im Zeitalter von heute einerseits die Materialisten und andrerseits die Devoten und Glaubensseligen zu geben im Stande sind. Und mit diesem seinem Bekenntniß hätte er einen Lessing als Gehülfen und Freund an seine Seite berufen, den Samen, den Immanuel Kant bereits zu streuen begann, hegen und pflegen sollen, damit die Factoren des Besten, was diese drei Geister schufen, fühlten und dachten, sich als die Summe des Jahrhunderts der Aufklärung in Staat, Kirche und Gesellschaft feststellte! Das

Fridericianische Zeitalter hätte dann tiefere Wurzeln geschlagen und einen Baum von mehr Dauerbarkeit getrieben, der dem Rück- und Umschlag stärkern, nachhaltigeren Widerstand geleistet. Das aufgeklärte Königthum vollzog sein Werk ohne zu wissen, was im Schooße deutschen Volkes keimte und reifte, ohne Herbeiziehung dessen, was in deutscher Litteratur, in Poesie und Philosophie sich zur Mitarbeiterschaft eignete. Was Wunder, daß zum Gedeihen der Gesammtheit der Segen ausblieb! Der Staat Friedrichs zerfiel, deutsches Dichten und Denken feierte unausgesetzt seine bleibenden Siege. Um ein neues Deutschthum nach außen und innen gesichert aufzubauen, dazu war ein Zusammengreifen aller Kräfte nothwendig.

Sprechen wir auch noch vom Bilde seiner äußern Erscheinung. Vor den Augen des Volks sind nur die Züge des „alten Fritz" stehen geblieben, und Rauchs Denkmal hat dieselben der Unsterblichkeit überliefert. Man kennt ein Bild im Berliner Schlosse von Friedrich als Kind und ein anderes vom Jünglinge; Adolph Menzel hat in Illustrationen seine ebenso zarte wie kecke Jugendgestalt sehr glücklich aufgefaßt und hingestellt, während Oelbilder dieses trefflichen Skizzenzeichners Friedrich im blühenden Mannesalter bei Tische mit Voltaire und seiner französischen Tafelrunde, sowie die Begegnung des alten Königs mit Kaiser Joseph in Neisse aus dem Jahre 1769 darstellen. Baron Bielfeld beschrieb des Kronprinzen Person in

Rheinsberg. Friedrich trug danach sein eignes blondes Haar; er „sieht ziemlich männlich aus, jedoch flasque.“ Marquis Valori, französischer Gesandter am Berliner Hofe, schilderte 1745 des Königs Erscheinung. Friedrich, schrieb er, ist von Figur klein, sein Wuchs ist regelmäßig, Hüften zu hoch, Beine zu stark, Mund und Nase aufgeworfen; sein Lächeln, geistreich und liebenswürdig, gewinnt oft einen spöttischen und bittern Ausdruck. Mit Entzücken spricht Valori von des Königs großen blauen Augen. „Ich weiß nicht, ob Jemand gleichgültig bleiben könnte, wenn er ihn leiden oder in Zorn sieht.“ Ein anderer Franzose, Thielbault, nennt ihn mauvais cavalier: „Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au-dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique.“ — Zum Bilde des Alten, wie es im Volke fortlebte, gehören wesentlich Krückstock und Tabaksdose; mit jenem, statt der Sporen, saß er sogar zu Pferde, und die Dose mit ihrem Spaniol war ihm stetes Bedürfniß für die steile Nase, die wie ein Instrument des Forschens, fast wie ein Alles herausbohrender Korkzieher, sich über die zahnlos zusammengepreßten Lippen vorstreckte. In dem verknöcherten Antlitz des alten Königs saß das große blaue Auge wie eine ewig wache, klare, wenn auch nordisch kalte Sonne. Lavater, der Physiognom, stellte dem Könige, freilich nachträglich, das Horoskop. Er fand sein Antlitz so „zum Königsgesicht geschaffen“ wie kein anderes. „Ich habe sein Auge lange und nahe angesehen: mehr treffend als blendend, mehr

durchdringend als blitzend. Aber man schließe sein eignes Auge und betaste die Linien von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Nase: der Physiognomist wird niederfallen und rufen: Ein prädestinirter König oder Welterschütterer; ohne Thaten lebt er nicht, so wenig als ohne Odem!" Lavater las aber auch entschiedene Menschenverachtung in Friedrichs Gesicht; er meint, sein hohes Selbstgefühl habe, weil er Seinesgleichen nicht gefunden, in Geringschätzung der Mitbrüder ausarten müssen.

Ueber des Königs Augen und ihren alles durchdringenden Blick schwärmt in Hippels Lebensläufen ein deutscher Jüngling: „Solch ein Auge!" — „Hat er Augen? Sterne hat er, Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen. — Wenn er sie doch schonen möchte, die großen Königsaugen, und sie nicht so hin- und herwerfen, oft auf Leute, die des Blicks nicht werth sind, wahrlich nicht. — Gleich wie ich ihn sahe, dacht' ich: warum reisen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach diesem Ideal eines königlichen Aussehens, nach diesem Bilde eines Königs? — Eines, Vater, mit Sr. Majestät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß er die Flöte spielt!" Es gebe ja kein königliches Instrument, sagt der junge Königsberger, und den Odem solle man für das Wort sparen. Freilich, da Er sie spiele, könne wohl noch was aus ihr werden. Auch lasse er sich auf ihr nur hören, wie man sich im Schlafrock sehen lasse, vor Freunden und Tonkünstlern. Eine Schlafmütze trage er nie, auch keine Krone, immer den Hut, auch schon

früh Morgens, denn nach seinem eignen Worte regierte Friedrich einen Staat, wo der König immerfort auf der Wache stehen müsse: „Sein Hut steht ihm als eine Krone. So trägt Keiner seinen Hut. — Wenn der König grüßt, Du solltest sehen, wie er den Hut faßt! Und seine Kleidung? Nichts was neu schiene; ein neues Kleid ist nicht königlich. Vater, durchweg ein König! Alles so natürlich. Thäten wir es, wär' es die äußerste Affectation." — Im Blick des unverwandt auf Einen Punkt gerichteten Auges lag wie in der geistigen Willenskraft Friedrichs für die wundersüchtigen Menschen eine magische Gewalt. Hippels Schwärmer schrieb: „Der König hat in seinen Feldzügen die Kugeln um sich herumpfeifen und hinsinken lassen; wie Mücken sah er sie an, die um seinen Kopf sich lustig machten. Man sollte fast glauben, für einen unverwandten Blick auf Einen Fleck, für einen festen Gang zum Ziel, für ein Bewußtsein: das ist der rechte Weg! haben die Kugeln selbst Respect. Im Willen des Menschen liegt eine menschliche Allgewalt." — Und in der That, den Glauben an menschliche Allmacht erweckte Friedrich einem schlaff in sich erlahmten Zeitalter.

In Potsdam war er König, in Sanssouci Mensch. Er haßte alles Ceremoniell, allen Pomp; in Sanssouci konnte er abwerfen, was ihm hinderlich schien, um bei der kurzen Spanne Zeit des Lebens ganzen Kern zu fassen. Wie er für seinen Staat nur Minister hatte, die seine Secretäre, seine Expedienten waren, so glich sein Hofhalt bei der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit in seiner Umgebung einer sehr

einfachen, nüchternen, aber correcten Maschine. Er hatte, sagt ein Gewährsmann, einen Kanzler der blos sein Schreiber war, einen Oberjägermeister der sich keine Wachtel zu schießen traute, einen Mundschenk der nicht wußte, ob Wein im Keller war, einen Oberstallmeister der nicht befugt war, ein Pferd satteln zu lassen, einen Garderobemeister der nicht einmal wußte, wer des Königs Schneider sei: der Kämmerer Fredersdorf besorgte alle jene Dienste. Des Königs Kleidernachlaß kaufte ein Jude für 400 Thlr.; keine seiner Kutschen war über 100 Thlr. werth. Gewöhnlich das Hausgeräth, das Lager ein ordinäres Feldbett. Aber die Bücher in den Schränken, verworren durcheinander, zeigten von Gebrauch. Flöte, Krückstock, Tabaksdose und Hunde, die geliebten Windspiele, die ihre besondern Laquaien hatten und denen er Grabsteine mit Epitaphen setzte, waren sein einziger Luxus. Ritt er aus, so begleitete ihn oft nur ein einziger Reitknecht. Nachts schlief er ohne Wache. Zimmermann, der hannöversche Hofmedicus, nach Potsdam zum kranken König gerufen, beschrieb in seinem Buche: „Von der Einsamkeit“ zwei Jahre vor Friedrichs Tode die Einsamkeit des ländlich stillen Philosophenhauses. „Wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt, wo er sein Volk regiert wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas

dabei zu suchen als das gemeine Beste; und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph: — herrschet weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum ersten Male im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah nichts und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause." — Natürlich, Monarchen, die weniger in ihrer Person zu bewahren haben, verschanzen sich oft weit stärker, als könnten sie gestohlen werden. König Friedrich lebte freilich so karg und ungemüthlich einsam wie ein alter Junggesell. Er lebte ohne Familie, ohne Günstlinge, ohne Rathgeber und Vertraute; nur ein kleiner enger Kreis geistreicher Menschen fand sich an seinem Tische. Hier hielt er Hof, und die Witzfunken der Rede würzten geistig das Mahl. Es war seines Vaters Tabakscollegium in anderer, pikanterer Form, ohne Rauchtabak, aber mit Spaniol; gepfefferte Speisen gingen Hand in Hand mit gepfefferten Späßen über Gott und Welt, Religion und Politik.

Ueber Friedrichs Entfremdung vom Geschlecht der Frauen lassen wir den Schleier ruhen, um so mehr als hieraus nicht, wie in der Maitressenwirthschaft französischer Ludwige, eine weichliche Entartung seines Regimentes, vielmehr nur eine Entartung seiner eignen Empfindungen und Bedürfnisse

erwuchs. Sein Verhalten zur deutschen Litteratur, die um ihn her mächtig aufkeimte, würde ebenfalls der Vergessenheit verfallen können, hätte dieser deutsche „Salomo des Nordens“ seine Schrift über deutsche Dichtung und Wissenschaft (De la litterature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Berlin, Decker. 1780. 80 Octavseiten), eine Schrift, die er anfänglich blos für seinen Minister Hertzberg aufsetzte, dann aber in die Muttersprache übersetzen ließ, nicht selbst zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach, ihm, weil sein eigensinniger Trotz sich nicht überwinden konnte, was er als Jüngling vor Jahrzehnten in seinem Vaterlande wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber absprach, zu prüfen, — der Nation zur Schmach, weil diese Schrift ein dauerndes Zeugniß ist, daß ihr angeblich größter Fürst seine größte Unwissenheit in heimischen Dingen gleichsam von oben herab proclamirte und in einer souveränen Naivität über deutsche Cultur und Dichtung zu einer Zeit absprach, in welcher nicht blos mit Klopstock, Winkelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Goethe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen war. Mit einer ironischen Selbstbespöttelung, wie sie nur dem spitzfindig trockenen genius loci seiner Heimath eigen ist, äußerte der hochbetagte König gegen Mirabeau: „Welchen größern Vortheil hätte ich der deutschen Litteratur bringen können, als daß ich mich

nicht um sie kümmerte?" — ein königliches Wort, das in der That zur Entgegnung eine Litteratur verdiente, die eben so unbekümmert um die Throne ihren Weg geht. Daß das Fridericianische Preußenthum uns kein deutsches siècle de Louis XIV. lieferte, dem Hofe eines kleineren Augustus die Pflege einer goldnen Litteraturblüthe überließ, war vielleicht nur heilsam, oder dies Preußenthum hätte denn zur Bedingung seiner Größe nicht Deutschlands Regirung machen, in seinem größten Fürsten nicht die Entfremdung von allem Deutschthum krönen müssen. Daß Friedrich das schlechteste Deutsch sprach und schrieb, das je ein Sterblicher auf deutschem Boden verübt hat, ist erklärlich und somit verzeihlich, da er am Hofe seines Vaters vor der Barbarei geschmackloser Rohheit keine andere Rettung fand als in der Flucht zum französischen Wesen in Sprache, Sitte, Sinnesart und Empfindung. Aber daß er noch sechs Jahre vor seinem Tode in der Herausgabe jener Schrift seine erklärliche Jugendentwöhnung und seine dauernde Entdeutschung principiell zu rechtfertigen, nicht blos zu beschönigen suchte und mit der plumpsten Dreistigkeit, mit der dicksten Unwissenheit für deutsche Litteratur höchstens noch einen gutgemeinten frommen Wunsch zum Schluß übrig hatte, dies kann nur entschuldigen, wer sich des Verbrechens theilhaftig macht, in der Person eines Fürsten in allen Dingen päpstliche Unfehlbarkeit zu vergöttern. Der fünfundzwanzigjährige Prinz hatte, drei Jahre vor seinem Regierungsantritt, an Voltaire geschrieben, es fehle den Deutschen nicht an Geist, ihr Charak-

ter sei dem der Engländer ähnlich, sie seien fleißig und gründlich, aber ihre Bücher von einer ertödtenden Weitschweifigkeit. Wenn man sie in etwas von ihrer Schwerfälligkeit heilen und mit den Grazien befreunden könnte, so verzweifle er nicht daran, daß die Nation große Männer hervorzubringen vermöchte. Die Getheiltheit Deutschlands sei Ursach, daß die verschiedenen Provinzen sich niemals einer einzigen Akademie unterwerfen würden, und aus Mangel an einer allgemeingültigen Sprache seien die deutschen Gelehrten genöthigt, in fremden Sprachen zu schreiben. Dazu komme, daß die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachteten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche die Letzteren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebe, und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren mache, daß die Letztern gern über das Aeußere der Gelehrten spotten, während der Geist, der darin wohnt, ihnen entgehe. Das Beispiel der Fürsten sei maßgebend für die Höfe; auch diese affectirten eine Verachtung gegen Männer, welche tausendmal mehr werth seien als sie. Er selbst aber, der Schreiber, Prinz Friedrich, wolle sich begnügen, das Beispiel seiner Standesgenossen nicht nachzuahmen, vielmehr ihnen unausgesetzt zu predigen, daß Selbstüberhebung der Gipfel der Unwissenheit sei, und für seinen Theil den großen Männern seine Anerkennung zu zollen! Diesen jugendlichen Vorsatz hielt Friedrich nicht als König, weder als Mann, noch als Greis. In der Histoire de mon temps,

die er zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege verfaßte, etwa zehn Jahre nach jenem Briefe, versuchte er noch für Voltaire eine Rechtfertigung für das späte Erwachen der schönen Künste in Deutschland. Hauptursachen dieser Verzögerung seien die langen, verheerenden Kriege, der Mangel einer Hauptstadt als Tonangeberin allgemeiner Geschmacksbildung, die Rohheit und Pedanterie der deutschen Hochschulen, die lange Herrschaft des Lateinischen, bei fast gänzlicher Theilnahmlosigkeit der höhern Stände an der litterarischen und wissenschaftlichen Bewegung. Pedantismus, Beschränktheit und Schwerfälligkeit seien demnach natürliche Folgen für deutsches Schriftthum. Auch für die fünfziger Jahre hatte Friedrich noch mannichfach Recht zu solchen Behauptungen. Aber 1780 in der Schrift „über die deutsche Litteratur", nachdem Lessing 17 Jahre zuvor seine im preußischen Feldlager geschaffene Minna v. Barnhelm gebracht und mit seinem Nathan sein großes Tagwerk dichterich abgeschlossen hatte, in deutschen Landen noch „eine allgemeingültige Nationalsprache" zu vermissen, als stecke noch jede Winkellandschaft in erbärmlicher Mundart, noch 1780 den Deutschen „einen klaren, gedrungenen, dabei kräftigen und wohllautenden Styl" zu empfehlen, nachdem Lessing in seinem Scharfsinn und graziöser Anmuth das Höchste in deutscher Prosa geleistet: dazu gehört in der That ein Gemisch von Naivität und souveränem Dünkel, das seinesgleichen sucht. Die Schroffheit eines eigensinnigen Charakters grenzt fast an Hohn, nach vierzig Jahren im eignen Vaterlande

noch dasselbe zu vermissen, was der Jüngling vertrauensvoll seinem Volke herbeigewünscht, aber in der Möglichkeit nicht abgeleugnet. „An guten Schriftstellern fehlt es uns gänzlich“, schrieb der königliche Zeitgenosse Lessings ein Jahr vor dessen Tode an d'Alembert. „Vielleicht aber werden sie erscheinen, wenn ich in den elysäischen Feldern lustwandle. Ihr werdet über die Mühe staunen, die ich mir gegeben, einer Nation, die bisher nichts verstand als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen.“ — Preuß nennt die Schrift Friedrichs eine Arznei gegen eine längst gehobene Krankheit. Graf Hertzberg wollte dem Könige die Ansicht benehmen, Tacitus sei französisch mit weit mehr Kürze, Bestimmtheit und Wohllaut zu übersetzen; er lieferte ihm zwei Capitel der Germania in drei Spalten, lateinisch, französisch und deutsch neben einander. Ja, sagte Friedrich, den lakonischen und doch zugleich so malerischen Styl, der oft in zwei Worten soviel ausdrückt, den sollten unsere Schriftsteller nachzuahmen suchen: wenig Worte und viel Sinn! Und darauf hin verfaßte er die Schrift. Hertzberg fand namentlich die allgemeinen Vorwürfe gegen die deutsche Sprache zu hart, und schlug vor, einige Ausdrücke zu mildern, aber vergeblich. Nur einige Denker (Leibnitz und Thomasius) ließ Friedrich gelten, in der schönen Litteratur höchstens Gellert, der einem Phädrus und Aesop zur Seite zu setzen sei, aber die deutsche Melpomene habe nur wilde Liebhaber, die Einen auf Stelzen, die Andern kriechend im Schlamm; rebellisch

gegen ihre Gesetze, unbekannt mit der Kunst, zu rühren und zu interessiren, würden sie sämmtlich von den Altären der Göttin zurückgestoßen. Acht Jahre zuvor aber als die Schrift erschien, war Lessings Emilia Galotti von Koch in der Behrenstraße aufgeführt. Glücklicher, meint der König, seien die Deutschen auf Thaliens Gebiet, wenigstens hätten sie Eine ächte originelle Komödie aufzuweisen, — Ayrenhoffs „Postzug" vom Jahre 1769. Aber ein Jahr zuvor, 1768, war Minna v. Barnhelm in Berlin in 22 Tagen 19mal gespielt! Welche Sandwüste voll unüberwindlicher Dürre trennte hier einen deutschen König von dem, was unter Deutschen sich langsam, mühsam, aber unaufhaltsam heraufarbeitete, bis es zu einem Baum erwuchs, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels aus allen Zonen und von allen Völkern Schutz finden und Nester bauen! Als Friedrich von Knebelsdorf 1744 der italienischen Oper den schönen Tempel (Apollini et Musis) erbauen ließ, in jedem seiner Paläste für das französische Drama Haustheater hatte, auf denen vor einem geladenen Hofcirkel gespielt wurde, wanderte die deutsche Komödie von Scheune zu Scheune, von Stall zu Stall. Die Schönemann'sche Truppe mit Eckhof aus Lüneburg erhielt die Erlaubniß, im Saale des Berliner Rathhauses zu spielen, und führte in schlechter rascher Uebersetzung die Stücke auf, die Tages zuvor die Franzosen französisch bei Hofe gespielt. Der kleine Bürger, der weder im Apolltempel, noch in den königlichen Palästen Zutritt hatte, ging hin und sah für seine Paar Groschen die dann erst mit Lessing wirklich

deutsch gewordene deutsche Komödie, lange freilich noch verstohlen und gefährdet, denn die frommen Theologen schleuderten den Bann darauf und sprachen von den Kanzeln, Komödie zu spielen sei gottlos oder — höchstens dem Hofe und dem Adel zu gestatten!

Hinter welch einer chinesischen Mauer von Vorurtheilen mußte sich Friedrich, dieser König der Aufklärung, verstecken, in welcher Entfremdung von der Nation, in welcher Entdeutschung sich gefallen, wenn der gerühmte Scharfblick seines Auges sich als stockblind erwies gegen das Deutschland, das um ihn her aufstieg! Er hatte Unglück gehabt in persönlicher Begegnung mit deutschen Gelehrten. Der prahlerische Gottsched, sein eigner Landsmann, eine Caricatur des Preußenthums auf litterarischem Boden, war danach angethan gewesen, den in französischer Feinheit geschulten Monarchen wider sich einzunehmen. Die Begegnung mit Gellert in Leipzig war zufriedenstellender, und Friedrich selbst rühmte von diesem Dichtergelehrten, er sei der „räsonnabelste", den er unter den Deutschen gefunden; aber diese Berührung blieb ohne Wiederholung, ohne alle Folgen. Daß Friedrich seinen Cadettenprofessor Ramler und dessen stelzenhafte Loboden nicht allzu hoch achtete, stand ihm frei, aber auch den rechtschaffen gutartigen „Grenadier" unter den preußischen Tyrtäen, den liebenswürdigen Gleim und dessen Lieder im Volkston, auch Engel und dessen anmuthig lehrreiche Erzählungen, Ewald v. Kleist, den Sänger des Frühlings, der bei Kunersdorf den Tod in einer seiner Schlachten gestorben,

schien König Friedrich seiner Aufmerksamkeit nicht für werth zu halten. Daß er vom Dichter des Messias, dessen erste Gesänge in die Zeit zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege fielen, nur gering denken konnte, wird aus des Königs religiösen Stimmungen erklärlich. Wielands französischer Gräcismus hätte ihm schon eher zusagen können, wenn er in dessen redseliger Breite nicht allzusehr witzige Schlagkraft und pointirte Kürze nach Art seiner Franzosen vermißte. Aber deutsche Anmuth der Grazien im Verein mit den stählernen, hellschimmernden Waffen der Pallas Athene hätte er in Lessing finden und bewundern können! Allein Lessing, noch vor dem siebenjährigen Kriege ihm warm zum Bibliothekar empfohlen und als solcher von ihm verschmäht, hatte seinen Götzen Voltaire gestürzt und war deshalb für ihn im Reiche der Welt gar nicht vorhanden, da er gegen sein französisches eitles, coquettes, frivol ironisches Idol eine Polemik für ein Ding der Unmöglichkeit hielt.

König Friedrichs Schmähschrift „über die deutsche Litteratur" blieb nicht ohne Erwiderungen, denn bei aller Anbetung, die ihm gezollt wurde, als er siegreich aus Anfechtungen hervorgegangen, war doch sein Stern 1780 längst im Sinken und das Unerhörte in der Dreistigkeit der Sottisen rief selbst zahme Seelen in Harnisch. Der höfisch französirte Baron v. Grimm in Paris nahm unter einem Schwall von Schmeicheleien gegen „Marc Aurel Friedrich" ein Land in Schutz, das doch eben einen Friedrich und eine Katharina hervorgebracht! Der Theolog Jerusalem widerlegte die Schrift

des Königs, wie Goethe sagte, wohlmeinend und bescheiden, aber arm und kalt. Goethe selbst war vielleicht schon zu sehr eines Fürsten Freund, um eines Königs dreistes Pasquill, wie er gewollt und den Entschluß dazu in den Briefen an Frau von Stein aussprach, strafend zu widerlegen. Tralles, der Mediciner, dem der König Wohlwollen gezeigt, ermannte sich zu einer Gegenschrift, um auf Lessings Komödien hinzudeuten, wenn er freilich dem Spott des königlichen Herrn den Götz von Berlichingen und den Nathan preisgab. Justus Mösers Abhandlung „über die deutsche Sprache und Litteratur“ war die einzige werthvolle Widerlegung der souveränen Verblendung und Anmaßung. Der König hatte sich nicht einmal die gröbsten Schnitzer in seiner Schrift verbessern lassen. In der Geschichte seines Hauses „zu Hause“, zählte er in deutscher Geschichte die ersten Heinriche zu den Hohenstaufen und versteifte sich, trotz Graf Hertzbergs Correctur, darauf, in Thomasius, der nie ein geschichtliches Buch geschrieben, den leidlich besten Historiker Deutschlands zu proclamiren. Goethe's Götz nahm Möser in Schutz, denn es sei in dem Werk ein Gemälde aus dem Nationalleben unserer Vorfahren aufgerollt, und es sei Zeit, auf der heimischen Bühne einmal der witzigen französischen Bedienten und artigen Kammerjungfern nach Pariser Schnitt müde zu werden; bei einem Volksstücke müsse man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Shakespeare's „abscheuliche Stücke“, lautete das königliche Pasquill, seien „würdig, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden“, und der Götz sei eine

„abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke." Recht aber gab Möser dem hohen Kritiker, die Hauptursache des Mangels an Cultur in Deutschland in der Schönthuerei mit dem Fremden zu sehen. Der große deutsche König, der Deutsch wohl nur in Acten und militärischen Meldungen lese, habe sich in jungen Jahren seinen Geschmack bei den damals schon fertigen Franzosen gebildet und seine Schrift sei wahrscheinlich viel früher geschrieben als gedruckt; somit sei es kein Wunder, wenn er gegen die neuere Litteratur der Heimath ungerecht werde und die aus dem Mittelalter unvollkommen hervorgesuchten, ihm gewidmeten Dichtungen der deutschen Hohenstaufenzeit zum Tempel hinausgeschmissen. Zugleich war Justus Möser gerecht genug, im preußischen Friedrich bei alle dem den Deutschen herauszufühlen, nämlich da, wo auch in seinen französisch geschriebenen Werken „Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten": hier sei Friedrich ihm größer als wo er „mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifere." In des Königs Instruction pour mes généraux, sagte Möser, stehe er ihm durch Geist und Anordnung, um verwickelte Fälle auf einfache Regeln zurückzuführen, höher als Cäsar. In Friedrichs vertrauten Briefen, bei schweren Vorfällen geschrieben, fand Möser deutsche Kraft und Dauer, in des Königs Abhandlung „über die Vaterlandsliebe" den systematischen Geist unserer Volkseigenthümlichkeit. Wo es hingegen auf Verzierungen ankomme, da sehe er in Friedrichs Schriften die Manier des fremden Meisters, und als Deut-

schem thue es ihm wehe, ihn hier hinter Voltaire zu sehen, während er auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein konnte.

So wurde der von Europa unbesiegte Preußenkönig auf heimischem Boden mit bürgerlichen deutschen Waffen geschlagen. Und in der That, Friedrich war auch auf andern Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. In Handel und Wandel hatte sich seine Schöpfung überlebt, sein ganzer Staat sich in sich selbst verknöchert, noch eh' er das große helle Auge schloß, das Alles durchforscht haben wollte, um es nach seinem Kopf zu ordnen. Das Colbert'sche Absperrungssystem sollte Preußen chinesisch abschließen. Man fand nicht einmal mehr deutsche Hände für den Betrieb der eigensinnig und pedantisch erkünstelten Maschine, und so saßen schließlich nicht blos an des Königs Tische, sondern auch an Preußens Staatscassen Fremde. Die seit 1766 meist von Franzosen betriebene „Regie", mit der harten Tabaksverwaltung, mit den frechen „Kaffeeriechern" und Topfguckern, verkümmerte den bürgerlichen Verkehr, beengte die gesammte nationale Wohlfahrt. Friedrichs System in Beitreibung der Steuern und Gefälle wurde zur unleidlichen Schraube, die Aufklärung seines Regiments wie seine ganze Persönlichkeit zur Caricatur ihrer selber. Ein Rechenmeister im Regieren, wie er war, konnte er sich am Abend seines Lebens triumphirend sagen: Ich begann mit 1000 Städten und 2 Millionen Menschen und ende mit 1000 Städten und 600 neuen Dörfern mehr und gebiete über 6 Millionen

Menschen. Aber er war es müde über Sklaven zu herrschen. Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutschlands Neugestalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; sie waren negierender Art. Selbst die letzte seiner Thaten, der Fürstenbund, bestätigte eher den Untergang Deutschlands als dessen Wiedergeburt.

II.

Lessing.

II.

Lessing.

Die gute Stadt Braunschweig hat dem großen Reformator deutscher Litteratur und Kunst ein Denkmal gesetzt. Lessing fand auf ihrem Gebiet seinen Tod. Auch in Kamenz, wo seine Wiege stand, wurde die Stätte geweiht und eingesegnet, und Berlin, wo er unter dem „großen König" eine Stätte seines Wirkens gesucht, aber nicht gefunden, will ihm nachträglich die monumentale Ehre erweisen.

Die Alten in Griechenland und Rom votirten den Männern, auf die sie stolz waren, Bildsäulen, wenn diese Männer noch in frischer Lebenskraft unter ihnen wandelten, schufen und wirkten. Die Deutschen finden sich mit ihnen ab, weil die Manen der großen Todten ihnen sonst Alpdrücken verursachen. Reue um einen großen Geist, den die Nation halb verkümmern ließ, ist schmerzlich und drückend. Wir werden ein Schamgefühl mehr los, wenn Lessing'sche Bild-

säulen uns umstehen; wir haben dann wieder einen Heroen der alten Zeit steinern oder ehern beigesetzt, und die künftigen Geschlechter können um die Standbilder herumschleichen und mit Fingern darauf weisen und sich zuflüstern: Auch das war einst ein großer Mann!

Wäre Lessings Geist noch unter uns lebendig, in deutschen Köpfen und Talenten noch wirksam: dann könnte die Denksteinsetzung mehr als eine bloße Abfindung sein. Das Standbild des Mannes wird zum bloßen Todtendenkmal, zum bloßen Leichenstein, erwägt man, wie versunken bis auf sein Angedenken Lessings Thun und Wirken unter uns wurde, wie wenig fortzeugende Lebenskraft in der schöpferischen Thätigkeit von heute selbst unter den Besten von uns sein Geist noch übt.

Einige deutsche Theater feiern Lessings Geburtstag, um eingedenk zu sein, daß wenn wir eine nationale dramatische Litteratur und Kunst besitzen, Lessing deren Vater und Gründer ist. Der 22. Januar, der Geburtstag Gotthold Ephraims, sollte auch in andern Kreisen Gelegenheit sein zu einer Mahnung an den Altmeister in deutscher Kunst und Wissenschaft. Den Tag ohne Gedanken an ihn vorüberlassen, hieße stillschweigend annehmen, daß der Maler von heute gar nicht mehr nöthig habe, den Laokoon aufzuschlagen, um sich über das Wesen seiner Kunst Belehrung zu holen, hieße annehmen, der Schauspieler dieses Zeitalters bedürfe nicht mehr des Studiums der Dramaturgie, um seine Aufgaben zu begreifen, — hieße annehmen, der dramatische Poet von heute

kenne entweder nicht mehr diese zwei Grundbücher deutscher Aesthetik, oder sei in seinem schöpferischen Thun längst hinaus über gewisse, allerdings sehr einfache Meisterwerke, die aber doch selbst noch die Schlegel-Tieck'schen Romantiker, diese Antipoden der Lessing'schen Richtung, wenigstens als Schul- und Normalstücke gelten ließen und — wie Friedrich Schlegel sagte, „frierend bewunderten." — Mit diesen Romantikern drohte der ganze Aufbau einer großangelegten Geisteswelt in ein Chaos zurück zu versinken, in unserer gesammten Kunstthätigkeit, in allen unseren Begriffen eine grenzenlose Verwirrung einzureißen, — ein Chaos, das noch andauert, und eine Verworrenheit, aus der vielleicht nur ein getreues und klares Verständniß der Lessing'schen Formen und Gesetze erretten kann. Aus der Mannhaftigkeit der plastischen Gestaltungskraft ist mit den Romantikern eine Auflösung aller haltbaren Form geworden. Vor ihnen waren in Sprache und Dichtung Architektur und Plastik vorwaltend; mit ihnen brachen die musikalischen Regungen, Richtungen und Gelüste in allen Gebieten des Schaffens herein und sind bis auf heute die überwuchernden geblieben. Der Musiker hat allerdings keinen Grund, Lessings Geburtstag zu feiern. Lessing wandte sich ab von der Musik; er fand freilich in seinem Zeitalter nicht viel Stoff dazu vor, um in sich selbst etwa den Sinn zu musikalischer Hingebung und Empfindung zu pflegen. Sebastian Bach brachte just im Geburtsjahre Lessings seine große Matthäuspassion zur Aufführung, und es ist nicht zu zweifeln, daß auch zur Zeit

als Lessing studierte, in Leipzig die protestantische Kirchenmusik gepflegt wurde. - Aber diese Kunstpflege war beim Mangel an sonstiger nationaler Entwickelung ein bloßer Nothbehelf im stillen Winkel orthodoxer Frömmigkeit; für Lessing war unter den Künsten die Musik nicht vorhanden, hier war in seinem Bewußtsein eine Lücke. Sein stahlgepanzerter Genius war den weiblichen Functionen in den Musen abhold. Die denkende und gestaltende Kraft ist männlich, die träumerisch empfindende weiblich. Unter den redenden Künsten zog Lessing Epos und Drama der Lyrik vor. Die Lyrik ist vorherrschend Musik. Verzichtet sie auf alle constructive Gestaltenkraft, so hört auch noch der Balladenstyl auf, und mit der Elegie verschwimmt dann alles in Tönen. Ein Ton ist aber noch lange kein Gedicht. Unter hundert Lyrikern, sie mögen sprachlich auf Schalmeien oder Brummbaß, auf Geigen oder Flöten spielen, unter hundert deutschen Sprachmusikanten ist kaum Einer ein wahrhafter Dichter. Gute Leute, aber schlechte Musikanten. Gute Musikanten, aber schlechte Poeten.

Lessings Natur verräth uns auf dem Gebiet des Musikalischen in der Dichtung eine kalte Stelle, einen Punkt, wo ihm versagt war, mit dem Mosesstabe Quellen zu schlagen. Er fand aus der epigrammatischen Chanson kaum den Uebergang zum Liede. Seine Natur war hier einer Ergänzung bedürftig, und diese Ergänzung hat deutsche Kunst und Litteratur nun wahrlich seit einem Menschenalter dergestalt nachgeholt, daß sie in diesen Lücken fast ganz stecken geblie-

ben. Musik und Lyrik haben unsere Schaffenskraft in allen Gebieten unterspühlt, unsere ganze Kunstthätigkeit überwuchert, unsere Gedankengänge verschüttet, unser Gefühlsleben krankhaft nervös gestimmt. Unsere Gefühlspoetaster halten den Wärmegrad des musikalischen Empfindens für das einzige Maß dichterischer Schöpfergabe; die plastische Gestaltungskraft, das Talent zur Architektur eines dichterischen Baues, zur Construction freistehender Gruppen, geht damit verloren. Schon die Romantiker hielten sich, blos weil sie größere Musikanten waren, für größere Poeten als Lessing. Man wiederholte von allen Lessing'schen Glaubenssätzen nichts lieber als sein Bekenntniß, womit er sich das eigentliche Wesen des Poeten, die Freithätigkeit der selbständigen Erfindungsgabe, absprach, ein Bekenntniß, das doch weit mehr von der Größe seiner freien Selbsterkenntniß, als von der Geringfügigkeit seines dichterischen Schöpfertalentes Zeugniß giebt. Dies Bekenntniß wiederholten sich die überschwänglich Gefühlvollen, die blind lyrisch in sich aufgelöst Verzückten, so oft im Selbstgefühl des Taumels, den sie Poesie nennen, daß es wahrlich noththut, die Scham solcher Selbstverblendung bis auf ihre gänzliche Nacktheit zu entkleiden. Wie wir überall, wo eine Lücke sich zeigt und eine Versagung der Natur sich offenbart, so überklug und aberweise geworden sind, so wissen wir auch sehr gut, wo Lessing in seiner großen Natur offen und frei sich selbst der Ergänzung bedürftig erschien. Aber dabei sind wir an dem bankerott geworden, was den positiven Gehalt seines ungeheuern Wer-

thes macht. Unsere Genies sind mitunter so bettelarm an gesundem Menschenverstande geworden, daß es wahrlich verdienstlich wäre, brächte Einer in der Litteratur den Verstand ein klein wenig wieder zu Ehren. Auch der Verstand in seinem Thun und seiner Kraftäußerung kann bis zur Potenz genialer Höhe steigen, bis zu einer Höhe des Geistes, wo er uns in idealer Vollendung wie ein Bote von Gott erscheint, also alle Wunder der Ueberraschungen bietet, die wir vom Genie in seinen Offenbarungen verlangen. Nicht blos die Empfindung macht den Poeten, sonst wäre, wie gesagt, der Musiker mehr Poet als der Poet selber. Daß zur Gestaltung eines Organismus, zur Ordnung eines Lebensganzen, wie doch ein Kunstwerk ein solches sein will, sehr viel helle Wachsamkeit und Klarheit des Verstandes gehöre, das wollen die Gefühlsseligen nicht eingestehen; mit solchem Eingeständniß müßte sich freilich der Luxus des gedankenlos schwelgerischen Vegetirens bankerott erklären. Daß Epigonen nicht mehr die Prosa Lessings schreiben, ist natürlich; sie haben mit dem Gehalt ihres Zeitalters andere Stoffe überkommen, und eine Gewalt der Leidenschaft hat die Verwickelungen eines breiter, reicher und voller gewordenen Lebens gekreuzt. Es wäre aber gar wohl denkbar, daß ein Zeitalter ganz andere Gedankenstoffe zu seinem Inhalt hätte, und gleichwohl die Lessing'schen Gesetze des Denkens für die richtigsten, seine Formen und seinen Styl für unschätzbare Kleinodien, und auch in den neuen Lebenskämpfen seine helle, scharfe, einfach graziöse Waffenführung für die beste, weil für die siegreichste

halten dürfte. Jene attische Prosa, die Lessing schrieb, wußte den Gegner durch den Glanz ihrer leuchtenden Kraft nicht blos niederzuwerfen, indem sie ihn blendete; sie wußte den Gegner auch zu gewinnen, indem sie ihn erleuchtete, frei machte, ja entzückte. Feinde der Wahrheit gewinnen ist kein schlechterer Triumph als sie in den Sand strecken und vernichten. Freilich hat Lessing die Kloß und die Göze seiner Zeit erbarmungslos niedergeworfen, allein in einer Weise, daß das Jahrhundert jubelte. Für einen Mann von Nichtsnutz, den er erlegte, gewann er Tausende, die ihm folgten. Seine Waffen waren sehr einfach, aber sehr blank geschliffen, seine Waffenführung eben so einfach, aber sehr fein und regelrecht. Man glaubte ihm, was er beweisen wollte, schon weil man ihn den Degen der Rede so meisterhaft führen sah. Darin lag der Zauber, den er übte, ob er schon nur den Verstand zu beschäftigen schien, mit Gründen der Vernunft zu Felde zog und die Schleusen des Gemüthes nur selten und mit großer Scheu in Bewegung setzte. Seine Prosa schien nur graziös zu spielen, während er den schwersten Gedankengehalt auf seinen Fingerspitzen wog. Seine Rede schien oft nur herkulische Tändeleien aufzuführen, während der geharnischte Gang seiner Gedanken die Irrthümer der Finsternisse stürzte, die Erbübel der Menschheit auf Tod und Leben bekämpfte. Ein Athlet steht er vor uns da, ein immerwährender Kämpfer. Ein Friedrich auf dem Thron hatte ihn übersehen, ihn miß- oder gar nicht gekannt. Wien hatte auf Augenblicke ein Gelüst nach ihm gehabt, aber ihn doch, wohl

aus Furcht vor den Klerikern, nicht brauchen können. Den deutschen Hochschulen war er ein Gräuel, denn er hatte ihre Götzen gestürzt und den Staub ihrer Perrücken aufgewühlt. Mitten im Getümmel des kriegerisch bewegten Lebens hatte er in Breslau das erste classische Drama in unserer Sprache geschrieben, den Deutschen damit, der Erste, gezeigt, wie der Stoff für die Poesie aus ihrem eignen Fleische, das Holz dazu aus dem eignen lebendig wachsenden Wald zu entnehmen, und in Hamburg scheiterte der Schöpfer unseres Drama an dem Versuch zur Gründung einer deutschen Bühne mit dem Seufzer: Welche Thorheit, den Deutschen ein Nationaltheater schaffen zu wollen, bevor diese Deutschen eine Nation geworden! In Wolfenbüttel zog er sich dann in die Einsamkeit einer Bücherwelt zurück, er, dem es ein Bedürfniß war, sich in freier Bewegung unter Menschen zu tummeln, er, der Bücher und Menschen, Wissen und Leben, Bewußtsein und Thatkraft für gleich nothwendige Factoren hielt. Er begann auch da von neuem sein Geschütz gegen den wolkenschweren Himmel der Theologie zu richten, um die Luft zu lichten, der verhüllten Sonne zum Durchbruch zu verhelfen. Er gab den Nachlaß des befreundeten Reimarus als einen Fund unter den Wolfenbütteler Bücherschätzen, er gab sein dichterisches Testament, das Spiegelbild freier Menschenreligion im dramatischen Lehrgedicht Nathan, mit dem er „seine alte Kanzel", das Theater, noch einmal in Gedanken betrat, dem alten Religionshaß Versöhnung predigend im Licht der Liebe Gottes. Aber die „Stillen im Lande"

verwünschten ihn und die auf den Stühlen der Herrschaft saßen, warfen den Bann auf ihn; Alle bis auf Wenige mieden ihn scheu. Aus einem Chaos hatte er eine Welt heraufbeschworen, Ordnung hatte er in die verworrene Wirthschaft bringen wollen, Leben in das todte Meer der deutschen Geisteswelt. Und wie er alt geworden, sah er schließlich eine lärmende Jugend aufsteigen, die in plötzlicher Tobsucht allen festen Halt beseitigen und selbst da auflösen oder umstürzen wollte, wo er, der große Ordner und Rufer im Streit, das Gesetz des Lebens gefunden. Er erlebte noch den Anbruch der sentimentalen Wertherperiode. Er starb in demselben Jahre, in welchem Schillers Räuber auftauchten und Kants Kritik der sogenannten reinen Vernunft erschien. Es berührte ihn wohl kaum noch, wie der Staat Friedrichs des Großen schließlich in sich verknöcherte; es bekümmerte ihn kaum noch, wie die neuen Genies stürmisch einhertobten, das „reine" Denken aber sich der Werkstatt des Lebens entzog: — die Stellung des sterbenden Fechters war und blieb seine letzte Haltung, einen sterbenden Fechter hat er schließlich sich selbst genannt.

Wir Männer von heute glauben über weit reicheren Lebensgehalt zu commandiren, Zwecke und Ziele zu haben, die weit tiefer in den Schooß der Gesellschaft greifen, ja selbst die Heranbildung der Massen umspannen. An Zwecken sind wir reicher geworden, an Mitteln, diese Ziele zu erreichen, ärmer. Welcher Poet seit den Romantikern hielte sich nicht für wärmer und feuriger, welcher Philosoph seit den Speculationen Schelling's und Hegel's nicht für tiefer als Lessing! Die

Stoffe die wir behandeln bei Seite gestellt, die feurige Lyrik unserer Poeten, die sich wie Raketen verbraucht, und die bodenlose Tiefe unserer Philosophen in Ehren: aber die Wärme, dünkt mich, braucht nicht der Klarheit zu entbehren, das Wasser, das Ihr mit Eimern und Stangen heraufholt, nicht trüb zu sein. Lessing's Tiefen sind durchsichtig klar bis auf des Brunnens alleruntersten Boden. Seine Probleme über Unsterblichkeit und des großen Gottes gesammte Geheimnisse sind faßlich und einfach menschlich gelöst. Ist das Jahrhundert leidenschaftlicher geworden für Freiheit, Gott und Unsterblichkeit: es braucht um deswillen seine Kraft nicht zu verpuffen, seinen Inhalt nicht formlos hinzuschütten! Nur was wirklich fertig und zu Ende gedacht ist, kann fertig und vollendet Form gewinnen, an's Licht treten, siegreich sein und Wirklichkeit werden. Der Verstand ordnet nach und nach auch den tiefsten Inhalt der räthselhaften Geisterwelt: um wieviel leichter nicht die Dinge des Vaterlandes und der Freiheit, die wir als Leibes Nothdurft täglich brauchen! Aber der Verstand muß ordnen, was das Gemüth empfunden, sonst bleibt, auch was Ihr somnambul und in der Verzückung des siebenten Himmels erschautet, unbrauchbar und ungenießlich, Eure Dichtung wie Eure politische Schöpfung ohne Halt und Form. Auch wo wir auf's heiligste überzeugt sind, da gewinnt die Einfachheit des klaren Wortes mehr als der Sturm der Gährung. Das ist Lessing'sche Weisheit. Wo wir heutzutage wahr geworden sind, — in der Kritik der Dinge dieser Welt, — da sind wir blos grob gewor-

den, und den Abgrund der Lüge überkleiden wir — in der Poesie — gar gern mit dem täuschenden Schimmer süßer, nervös kränklicher Empfindeleien. Die Oscar-Redwitz-Richtung ist weitgreifend über alle Gebiete des Schaffens, Denkens und Fühlens hin ein Symptom des Zeitgeistes gewesen. Nach der politischen Abmüdung, nach fehlgegangenem Hoffen und Streben, dem Dasein im Großen und Ganzen eine Ordnung und Neugestalt zu geben, stürzte sich das gesammte Geschlecht in das schlaffe Behagen empfindungsseliger Gedankenlosigkeit. Da ist dann freilich Musik der vorherrschende Ausdruck der Epoche. Die Musik beginnt, wo die plastische Gestaltungskraft aufhört. Die Musik mit ihrem Hange zur Auflösung, wo es der starken Aufraffung des Geistes bedarf, die Musik mit ihrer Hingebung an's Chaos, wo wir eine Welt gestalten sollen, ist mit ihren romantischen Gelüsten als Auflösungslust aller festen Formen freilich ein Grundelement deutscher Natur. Daß auch das Gegentheil, die protestantische Denkkraft, ein deutsches Erbtheil sei, die Genialität des Geistes auch in der Verstandeskraft ihren Ausdruck habe, der poetisch schaffende Künstler nicht blos musikalischer Empfindungsmensch, sondern Architekt seines Gedankenstoffes sein müsse: daran zu gemahnen thut noth. —

In Gervinus' Geschichte unserer Nationallitteratur ist der Abschnitt über Lessing ein anerkanntes Meisterstück sachlicher Erörterung. Je energischer darin auf Lessing's Wirken und Wesen hingewiesen ist als auf den Angel- und Wendepunkt deutscher Nationalentwickelung, desto mehr regte sich

darnach das Gelüst, den großen Reformator wieder noch näher ins Auge zu fassen, den großen „Rufer im Streit" wieder persönlich aufzuwecken und seine ganze Gestalt, nicht blos wie bei Gervinus die Genesis seiner Stoffe, vor das Antlitz der Nachgebornen lebendig hinzustellen. Lachmann gab höchst verdienstlich aus den Urtexten der alten Ausgaben eine neue Sammlung von Lessings Schriften; Wendelin v. Maltzahn setzte diese Arbeit fort; Beide säuberten den Text und stellten, wie bei alten Autoren Griechenlands und Roms, die Lesarten und Varianten darunter. Selbst was an Lesarten oder an der Rechtschreibung verfallen ist, hält diese Alexandrinische Gelehrsamkeit fest. Um zum Geist zu kommen, muß man freilich den Buchstaben untersuchen. Und um sachlich weiter auf Lessing einzugehen, unternahm Wilhelm Danzel das verdienstvolle Werk, das uns nicht blos den ganzen Lessing, nicht blos in seinem Lebenslauf, seiner Entwickelung und seinen Ergebnissen, sondern auch die gesammten Studien darüber nebst dem gelehrten Apparat der Voruntersuchungen zu Tage gab. Wie er Gottsched für die Liebhaber und Kenner litterarischer Alterthümer entwickelte, so schilderte Danzel auch Lessing wie eine längst nicht mehr lebendige Größe. Guhrauer brachte das umfangreiche Werk mit Benutzung der Danzel'schen Papiere zu Ende. In solcher Breite der Behandlung wandert der Stoff in die großen Büchereien und wird dort bibliothekarisch eingespeichert. Sollte Lessings Leben und Wirken von neuem in den Kreisen des lebendigen Daseins der Familien, nicht blos der gelehrten Arbeitsstätten,

Gegenstand der trauten Betrachtung werden, so that es noth, sein Bild in seinen persönlichen Erlebnissen und in Schilderung seiner kämpfenden und ringenden Gestalt vor uns hinzustellen, seine Werke genetisch aus seinem Leben und sein Leben als Vorbereitung seiner Werke uns ansprechend vor die Augen zu rücken. Diese Arbeit lieferte Adolph Stahr, und wenn Goethe's Leben mit Hülfe des Engländers Lewes, Schillers in den Arbeiten von Palleske u. A., wieder neuen Reiz der Untersuchung boten, so hat Stahr sich um den großen Reformer in deutscher Kunst und Wissenschaft das mindestens gleich große Verdienst erworben. Haben nun der Historiker, der Compilator und der Biograph gesprochen, so bliebe über Lessing noch der Spruch des Aesthetikers übrig, d. h. die Untersuchung und Darlegung, wie weit ein Zurückgehen auf Lessing für uns von heute zugleich ein Fortschritt sei, wie weit Lessings Maximen noch heute Axiome geblieben und inwieweit nicht, so daß, in letzterm Falle, ein Stehenbleiben bei seinem Buchstaben kein von ihm selbst gefordertes Fortentwickeln in seinem Geiste sei. Ein Lessing der Aesthetik von heute hätte den Laokoon zu vollenden, denn es sind seitdem namentlich zwischen Poesie und Musik neue Grenzstreitigkeiten, Wirren und Irren ausgebrochen, die an die Verzweiflung des Wahnwitzes streifen. Die Aesthetik hat hier neue Aufgaben, Aufgaben, die sich erst werden lösen lassen, wenn die so leidenschaftlich ausposaunte Zukunftsmusik nur in Etwas noch mehr an ihr Ziel gelangt sein wird, um ein Werk dramati-

scher Poesie zu liefern, dem alle übrigen Künste hülfreich dienen.

Fassen wir zunächst Lessings Person, und zugleich das Thema seines Lebens und Wirkens ins Auge, um dann seine Grundzüge zu einer deutschen Aesthetik zu entwerfen.

Das Vaterhaus des Helden, der Ort, wo seine Wiege stand, war bürgerlich sehr eng und karg. Gotthold Ephraim, den 22. Januar 1729 zu Kamenz geboren, als ältester von zehn Söhnen des dortigen Diakonus und späteren Pastor primarius der Stadt, gehört einem, auch jetzt noch seitenverzweigt im Maler der Düsseldorfer Schule fortblühenden Geschlecht an, das seine erzgebirgisch sächsische Abkunft auch damit bezeichnet, daß es sich ehedem Leßigk schrieb. Eine Reihe Pfarrer und Bürgermeister kleiner Sachsenstädte waren die Vorfahren des ersten freien deutschen Schriftstellers im großen Styl, eines Schriftstellers, der sich den Werth des Dichters nicht zusprach, weil sein genialer Instinct ihm sagte, „Volksredner mit der Feder" zu sein, sei etwas werth, das der Hoheit des erhabenen Dichterthums nahekomme, ein Anwalt der Nation stehe ihrem Propheten so nahe und ergänze ihn so wie ungebundene Rede die gebundene, Rhythmus und Prosa zusammen erst eine volle Litteratur machen. Des Enkels am würdigsten unter den Vorfahren des Nathandichters war ein Großvater, der zu Leipzig mit einer lateinischen Dissertation: „Von der Toleranz der Religionen" Magister wurde. Seinem Vater hat der neunzehnjährige Leipziger Student Gotthold Ephraim im Schauspiele: „Der

Freigeist“ mit der Figur des Geistlichen Theophan ein Denkmal gesetzt, das Denkmal eines Theologen, dessen Christenthum auf reinster Menschenliebe, sittlicher Würde, Freimuth und uneigennütziger Selbstverleugnung beruht. Eine leise Ader des Nathan lief also durchs ganze ehrenfeste, aber zugleich heitergemuthete Geschlecht. Von der Mutter wird uns ebenso viel Bravheit, doch mehr in Form gewissenhafter Angst berichtet. Bei ihr war die Furcht sehr groß, der Sohn werde in Leipzig unter die Schauspieler gehen, in Berlin dem heidnischen Gräuel des Voltairianismus verfallen, oder endlich, als er, matt und müde, alle seine Reformpläne scheitern sah, nach Italien gehen, um katholisch zu werden, wie kurz vor ihm Winckelmann. — Eine Schwester, Justine, war drei Jahre älter als Gotthold Ephraim; sie ist unverheirathet im Vaterhause geblieben und erst 1803, eine 76jährige Greisin, gestorben. Sie hat insofern auf ihn Einfluß gehabt, als er seinerseits auf sie gern Einfluß üben wollte und damit schon als 14jähriger Knabe seinen eifrigen Lehrdrang bekundete. Von der Fürstenschule zu Meißen schrieb er ihr auf ihr Stillschweigen hin einen Neujahrsbrief voll kritischer Spitzen, die Möglichkeit erläuternd, ob sie ihm nicht schreiben könne oder nicht wolle. Beides sei gleich strafbar, nur könne er nicht begreifen, wie Beides zusammen bestehe; denn ein vernünftiger Mensch sein, vernünftig reden können und doch nicht wissen, wie ein Brief aufzusetzen sei, wäre unmöglich. „Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön!“ lautet dann die Capitalformel

und das Gesetz, das der vierzehnjährige Lessing, ein profaner Messias in Sachen des Denkens, Redens und Schreibens, lehrte. Als kaum dreizehnjähriger Knabe war Lessing nach Meißen gekommen, und ein Jahr zuvor, just 1740, im Jahr des neuen Regiments mit Friedrich in Preußen, hatte ein junger Schulmann, Rector in Kamenz, ein Programm geschrieben: „daß die Schaubühne eine Schule der Beredsamkeit sei.“ Vater Lessing hatte als Diakonus darob den Kopf geschüttelt, und das Entsetzen des gesammten Magistrats ehrenwerther Stadt Kamenz war in ein Preßscandalum ausgelaufen. Das war auch Grund gewesen, den Jungen, der frühreif zu werden schien, schnell fortzuthun nach Meißen, wo ein Lehrer alsbald von ihm sagte: „Der verlangt Futter für Zwei!“ Der große Begründer des deutschen Drama's aber hatte als zwölfjähriger Knabe jenes Programm des Kamenzer Freigeistes gelesen, und diese „Freigeisterei“ trug für ihn schon zu Sanct Afra in Meißen Früchte, trotz der klösterlichen Zucht der dortigen Anstalt, die sich wenig um Sachsen und Deutschland, aber desto mehr um Hellas und Rom kümmerte. Die Censur eines dortigen Lehrers über den Schüler Lessing lautete: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Darin kündigte sich schon früh genug sein Hang an, Fehler und Schwächen scharf und witzig hervorzuheben; aber man wußte auch lange noch Geschichtchen, die seine unerschrockene Wahrheitsliebe und einen Freimuth bezeichneten, der seinesgleichen sucht. Das Studium der römischen Lustspieldichter nährte seinen Trieb zur Satyre, und „der junge

Gelehrte", ein Lustspiel, das er später umgestaltete, ward der erste Ausdruck seiner komischen Ader. Bezeichnend genug, sagt Danzel, daß der erste Waffengang seines Humors dem gelehrten Pedantismns galt, den er an sich selbst und seiner Umgebung verspottete. Aber auch von außen drangen Töne aus dem Lärm der Welt in die Klosterstille der Schule; der sechszehnjährige Lessing hörte den Geschützdonner der nahen Schlacht bei Kesselsdorf, in welcher (1745) der alte Dessauer die vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug. Fünfzehn Jahre später (1760), als Lessing von Berlin nach Breslau in Tauenziens Feldlager ging, stand er freilich der preußischen Kriegstrommel noch näher, um in der Minna von Barnhelm den Deutschen aus ihrem eigenen, nächsten und drängendsten Stoff das erste Meisterwerk des nationalen Drama's zu schaffen.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Vaterhause ward Lessing 1746 akademischer Bürger zu Leipzig, an demselben Tage, an welchem 20 Jahre später Wolfgang Goethe als Student seine Matrikel erhielt. Beide waren siebzehnjährige Jünglinge, als sie die Hochschule bezogen, der Zweite freilich ein reicher, nach gesellschaftlicher Weltbildung strebender Patriciersohn, der Erste auf seine knappen Stipendien und bald auf eigenen Erwerb verwiesen, aber vom Mark der classischen Welt genährt und gleichwohl voll energischen Dranges, sich das Leben in allen seinen Formen und in all seinem Inhalt zu erobern. Goethe führte als Student ein etwas üppiges Luxusleben, war auch in seinen Studien, nicht blos in Gott

Amors Bereich, dem Behagen der Ungebundenheit preisgegeben. Lessing vollendete in Leipzig seine Erkenntniß des Alterthums, bei Ernesti nach der formalen, bei Christ, dem Vorläufer Winckelmanns in der Kunstarchäologie, nach der sachlichen Seite. In diesen Gebieten blieb Lessing Zeitlebens heimisch; ein Spiel des Zufalls wollte, daß seine letzte, Bruchstück gebliebene Schrift mit dem Namen seines Lehrers Christ abbricht. Den Frauen gegenüber, bei denen Goethe von früh in die Schule ging, schien Lessing ein Spartaner, oder ein „gelehrter Thebaner", denn er studierte sie mehr, als er sich ihren Reizen hingab. Das „Klein-Paris" von damals, wie Goethe die Stadt Leipzig nannte, diente auch Lessing dazu, „die ganze Welt im Kleinen zu sehen," wie Dieser in einem Bekenntnißbriefe an seine Mutter schrieb, die über seinen Umgang mit Komödianten die frommen Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Ich lernte einsehen, schrieb er, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Der Student Goethe befand sich in den Händen einer ästhetisirenden Frau Hofräthin und seiner verliebten Käthchen Schönkopf, die ihn hätschelten, neckten und erzogen. Der arme Lausitzer Predigerssohn schämte sich der bäuerisch ungelenken Schüchternheit seiner Herkunft; er lernte tanzen, fechten, reiten, voltigiren, um in allen Stoffen ein seiner selbst gewisser und mächtiger, freier Mensch zu werden und „leben zu lernen", wie er schrieb. Und um zu lernen, wie Menschen sich als Menschen gebährden und darstellen, dazu diente ihm das Theater, das vor

dem siebenjährigen Kriege in der Pleißestadt einen Grad von Blüthe aufwies. Goethe hat Gottsched in einer komischen Scene geschildert. Zwanzig Jahre früher war der Bearbeiter des „sterbenden Cato" noch der Jupiter tonans der ästhetischen Gesetzgebung und des mit Alexandrinern einherrasselnden französirten Kothurns. Und Gottsched war der erste Götze, den Lessing stürzte. Goethe hat keine Götzen gestürzt; er hat alle Gestalten seines Lebens in sein großes weites Herz aufgenommen und sie ruhig, innerlich damit gesättigt, überwunden. Lessing war zu aller Zeit der Hercules, der schon in der Wiege Schlangen zerdrückte, als Mann den Augiasstall in Litteratur und Kunst, in Poesie und Theologie säuberte, nicht müde ward, der Hydra des Aber- und Afterglaubens die Köpfe abzuschlagen. Aehnlich waren sich darin Beide, Lessing und Goethe, daß sie an der lebendigen Bühne „alle die hundert Kleinigkeiten" lernten, die man nur in der Bude Apollo's begreift. Beide gestehen, daß ihnen in der frischen Werdelust ihres ersten Jugendlebens Alles was sie dachten und fühlten zur Komödie ward, für Lessing satyrisch, für Goethe mit ruhig tiefem, weichem Eingehen in Dinge und Gestalten. Das hat sie Beide wunderbar fein geschult, dergestalt, daß sie sich früh gewöhnt, die Stoffe frei und selbstlebend, frisch und plastisch aus sich zu entlassen. So übersichtlich wurden Dichtern selten die Gegenstände ihres Schaffens, so frei darüber standen nicht leicht Andere; sie durchlebten ihren Inhalt, um ihn dialektisch zu gestalten. Wären sie organisch aufeinander gefolgt, es hätte

sich in Goethe, was Lessing im Drama als Basis schuf, naturgemäß und im festen nationalen Styl fortgebaut. So aber brauste Goethe selbständig erst im Werther sein qualbedrängtes Herz aus, und hatte im Götz dem regellosen Sturmdrang der Geniesucht fast zu gleicher Zeit Genüge gethan, wo Lessing seine große regelrechte bürgerliche Tragödie, die Emilia Galotti, diese Grund- und Heeressäule deutscher Dramatik, schuf. Im Jahre 1771 ist dies Normalstück dramatischen Styles vollendet und veröffentlicht, und zwei Jahre später brachte Goethe seine compositionslose dramatische Chronik, hatte sie schaffen können im wüsten, wilden Eindruck der Sturmgenialität aus Mißverstand Shakspeares, nachdem Lessing 1767 und 1768, also fünf Jahre vorher, in der Hamburger Dramaturgie erst die Tenne von den Franzosen gefegt, mit Hinweis auf die freien Formen des Briten, aber nicht um fürs Drama der Deutschen mit der Scylla die Charybdis zu vertauschen. Ein Unstern sondergleichen für deutsche dramatische Litteratur, ein Unstern, der sich im deutschen Leben auch sonst mit planloser Zersplitterung aller Kräfte wiederholt. Auch Schiller huldigte später in den Räubern dem Sturmdrang in sich selber; er wie Goethe, in Cabale und Liebe und im Clavigo, lenkten dann wieder ein in Lessings Dramenstyl, dergestalt, daß sich in diesem Stück des Meisters Dialog, in jenem seine markige Gestaltenzeichnung selbst bis auf Reminiscenzen und Nachgeburten in einer Lady Milford nach der Gräfin Orsina verrieth. Später verließen Beide von neuem Lessings Styl, und mit

ihm die Planetenbahn, um bald classisch die Antike nachzubilden, bald romantisch idealen Tendenzen nachzustreben, die ihre Gestalten dem Mark des lebendigen Lebens und der realen Kernkraft Lessing'scher Structur wieder entfremdeten.

Ein deutscher Unstern war es auch, wie beiden Geistern, die wir hier zur gegenseitigen Ergänzung als zusammengehörig betrachten, Lessing und Goethe, der große Strom der Arbeitskraft verschiedenartig gehemmt und unterbrochen, zergliedert und geschwächt wurde, Diesem, weil sein großes weites Herz, nicht blos seine Lebenslust am Hofe, ihn gefangen nahm mit süßen weichen Banden, Jenem, weil hundert Störungen, die der litterarische Erwerb mit sich brachte, seine Bahn kreuzten. Bei Goethe ward der mächtige Strom von Triebkraft in viele Seiten- und Abzugscanäle abgezweigt, um ein reiches, weites Gefilde zu umfassen; bei Lessing war der große Strom durch Verhaue und Dämme angestaut, um seitwärts für den Tagesbetrieb Mühlen zu speisen. Beide fanden keine große Nation, die ihre Talente trägt, hält und nährt. Der Eine fand einen Fürsten, der sich seinen Freund nannte, aber versank trotz seiner großen Arbeitsamkeit behaglich und gemächlich in jene Einsamkeit und in jene Stille des abgezogenen Lebens, aus der ihn kein Ruf des Vaterlandes mehr aufstörte. Der Andere, weil die Fürsten den stolzen Freimuth seiner Offenheit fürchteten, floh wie ein gequältes Wild, das in Winterszeit seine Nahrungsstätte wechselt, von Ort zu Ort, immer zur rechten Zeit auf dem Platze, wo es zu erraffen, zu erringen, zu erobern und im

dichtesten Feindesgewühl der Freiheit und der Wahrheit eine Gasse zu öffnen galt, aber um schließlich bei früh erschöpfter Kraft als „sterbender Fechter" zu enden.

Von den sieben Jugenddramen, welche der Leipziger Periode und deren Nachwirkungen angehören, verwarf Lessing selbst alsbald nach ihrer Entstehung schon die zwei Lustspiele „Damon" und „die alte Jungfer"; letztere nennt Stahr eine Plattitüde, welche die Närrinnen verhöhnt, die sich mit ihrem Gelde verkommenen adeligen Schuldenmachern an den Hals werfen. „Der Schatz" ist eine Nachahmung des Plautus, jedoch mit dem sichtbaren Streben, die stereotyp gewordenen Charaktere psychologisch besser und schärfer zu motiviren; die scharfsinnige Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs erreicht hier spielend schon eine Meisterschaft. Auch „der Misogyn" ist angeregt von antiken Lustspieldichtern, verbunden mit einer episodischen Entlehnung aus dem Französischen. „Die Juden" bezeugen, wie früh Lessing schon ein Anwalt wurde gegen Vorurtheile, unter denen ein Mendelssohn noch unter einem preußischen Friedrich geknechtet wurde. Den „jungen Gelehrten" und den „Freigeist" erwähnten wir bereits. Die drei letzten Dramen sind Studien, die schon treffend die Narrheiten der Menschen in der eigenen Zeit geißeln. Gottsched hatte das Theater mit den steifen Formen der französischen Renaissance vor Rohheit sichern wollen. Aber bei der Unfähigkeit, dem Drama Inhalt zu geben, waren diese Formen zur Tyrannei erwachsen, die den guten Geschmack und die freie gesunde Schöpferkraft knech-

teten. Frau Neuberin hatte auf Gottscheds Betrieb den Harlekin, den stehenden schmutzigen Spaßmacher der Komödie, öffentlich und feierlich verbrannt. Lessing sagte, nur die bunten Kleiderfetzen der Narrheit sind damit vernichtet, die Narren wandeln um in allerlei ernsthaftem Kostüm, und die Komödie muß fortfahren, das Amt Harlekins zu üben. Später forderte ihn Möser geradezu auf, ein Lobredner Harlekins zu werden. Lessing antwortete in der Dramaturgie, das sei er stets gewesen; auch habe die Neuber nur Kleid und Namen vom Harlekin verbrannt, ihn weiß angezogen statt scheckig, und ihn Hänschen genannt. Nun die Neuber todt, und Gottsched auch, „dächt' ich", schrieb er, „wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an." Daß er ein ausländisches Geschöpf: was thäte das! meinte Lessing. „Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten; es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine." — In dem Bruchstück zum Trauerspiel „Henzi" wagte sich Lessing, obschon in Alexandrinern, über den gequälten und gestelzten Kothurnschritt hinaus zuerst an einen bürgerlichen Stoff der Gegenwart. 1749 war der Berner Patriot Samuel Henzi von der Aristokratie seines Kantons enthauptet, weil er deren Privilegien bekämpft. Es war der erste kühne Griff des Begründers nationaler Dramenpoesie. Aber erst in Sara Sampson warf er die falschen Fesseln des Kothurns ab, um aus Stoffen des realen

gegenwärtigen Lebens das bürgerliche Drama zu gestalten. Er entnahm die Fabel aus dem Gebiet des englischen Romans, der zuerst mit der Fülle einer lebendigen Wirklichkeit die gekünstelte Affectation aus den poetischen Interessen verdrängte.

Lessing schrieb dies Stück zur Zeit seines ersten Berliner Aufenthaltes in der Stille zu Potsdam, in die er sich zurückgezogen hatte, um von den Mühen des Feuilletonisten an der nachmals Voßischen Zeitung zu verschnaufen. Sein Freund Mylius, ein Leipziger Studiengenoß, der in der Pleißestadt zum Schrecken der eleganten Welt in eingetretenen Schuhen einhergelaufen, hatte dem von Gläubigern Verfolgten diese Stelle und Quelle zur Thätigkeit in der Stadt des Preußenthums eröffnet. Die Ackermann'sche Gesellschaft gab just zur Zeit in Berlin auf dem Rathhause Vorstellungen, jedoch bei der Franzosenneigung, die der große König begünstigte, mit so wenig Glück, daß man dies Stück von Lessing nicht geben mochte. Die erste Aufführung erfolgte am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a. d. O., wohin Lessing selbst zur Leitung der Proben ging. Zeitgenossenbriefe melden die ungeheure Wirkung des Stückes. Ramler schrieb an Gleim von den Zuschauern: „Sie saßen vier Stunden wie Statuen und zerflossen in Thränen."

Dies jetzt so ziemlich beseitigte Drama ist außerdem, daß es tonangebend war und eine neue Epoche eröffnete, doppelt dadurch wichtig, daß Mellefont, der Mann im Stücke, das Urbild der Goethe'schen Halbmänner, jener Clavigo und

Weißlingen, wurde, in der Marwood aber, der Vorgängerin der Orsina und Milford, ein antiker Charakter modernisirt, eine zweite Medea geschaffen wurde, wie auch Lessings Odoardo in Emilia Galotti später noch den Vater der Virginia, der sein vom Tyrannen entweihtes Kind ersticht, zum Urbild hatte. Mellefont, der junge Roué, liebt die Tochter Sir William Sampsons; nur Testamentsklauseln verzögern seine Entschließung, ihr rechtmäßig die Hand zu geben, noch mehr seine blasirte Ehescheu und sein Verhältniß zur schönen, von ihm verlassenen Wittwe Marwood, die allen Zauber der Coquetterie in Gang setzt, ihr altes Opfer wiederzuerobern. Sie reist ihm mit der Tochter nach, deren Kindlichkeit sein Vaterherz aufweckt, so wie er selbst gleich sehr wieder seine Schwäche ihr gegenüber fühlt. Die Marwood traut ihrem alten Anrecht und ihren Künsten so sehr, daß sie die junge glückliche Nebenbuhlerin zum Abtreten des Gatten zu stimmen hofft. Wie ihr dies mißlingt, ist Rache ihr Gedanke; sie wird eine Medea in neuer Gestalt. Sie vergiftet Miß Sara, nimmt zum Schutz für sich selbst Mellefonts Kind mit sich; dieser aber ersticht sich vor der Leiche der Geliebten. — Es war ein demokratischer Zug, den dritten Stand im bürgerlichen Drama Interesse an sich selbst finden zu lassen, wie Goethe's klugem Auge nicht entging; der tiers-état forderte bald genug nicht blos die Aufmerksamkeit, sondern auch die politischen Rechte, die ihm als Hauptträger des nationalen Gesammtwillens gebührten.

Von Leipzig hatte sich Lessing zunächst nach Wittenberg begeben, theils um seinen Gläubigern zu entgehen, denn der Erwerb in Leipzig reichte nicht aus, die Unterstützungen, die sein edles Herz bedrängten Verwandten zufließen ließ, zu decken, theils um den Eltern die Furcht zu benehmen, sein Umgang mit Komödianten werde ihn ganz dem Bösen verfallen lassen. Die Hochschule zu Wittenberg förderte seine theologischen Studien, während Leipzig seit dem siebenjährigen Kriege verfiel. Lessings Briefe strotzen von Heiterkeit, Kraft und Frohsinn, und doch war sein Leben voll Arbeit und Noth, um das Drückendste von geliebten Menschen, die ihm angehörten, abzuwenden. Er mußte übersetzen und in Berlin Journalartikel schreiben. Nikolai und Mendelssohn, wie Mylius, verschafften ihm Arbeit, denn er für sich selbst war sorglos und lebte am liebsten „wie der Sperling auf dem Dache“.

In Wittenberg (zu Ende 1751 bis Ende 1752) hatte er aus dem Studium der Reformationsgeschichte Früchte geerntet. Er vertheidigte mit edler Gerechtigkeitsliebe in seinen „Rettungen“ Männer, die dem Werke der Kirchenreinigung erheblich gedient und der Mißkennung und Verachtung unterlagen, Männer wie Cochläus, Lemnius, Cardanus, deren Ehre Lessing auf dem Boden Martin Luthers wiederherstellte, weil sie dessen Thun gefördert. Zu Lessings Rettungen gehört auch die Schilderung des ungerecht als Ketzer verschrienen Berengar von Tours. Auch die „Rettungen des Horaz“ gehören der Wittenberger Periode an. Zur Zeit der Sara

Sampson aber begann in Berlin seine Theorie des Drama's nach Aristoteles zu reifen. Er hatte in Leipzig Gottsched gestürzt; in Berlin galt es Voltaire stürzen, mit dem er auch persönlich in einen widerlichen Handel gerieth, der die sittliche Ehrenhaftigkeit des Franzosen zweifelhaft machte, ihm selbst aber den Stachel wider die Herrschaft des schnöden Franzosenthums in Deutschland persönlich schärfte.

Seinem dritten Aufenthalt in Berlin (1758—1760) gehören die Litteraturbriefe, die Fabeln, das Trauerspiel Philotas und die Bruchstücke zum Faust an. Die Litteraturbriefe Lessings sind die wichtigste und die folgenreichste Erscheinung der deutschen Journalistik des 18. Jahrhunderts. Nikolai hatte sein in Leipzig erscheinendes Journal, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, an Weiße abgegeben. Lessing faßte mit ihm und Mendelssohn den Plan zu diesen Briefen in zwangloser Form an einen im Felde verwundeten befreundeten Officier, — bei welchem Lessing an Ewald v. Kleist dachte, mit dem er in Leipzig verkehrt hatte, wenige Jahre vor dem Tode des Freundes in der Schlacht bei Kunersdorf. Die Litteraturbriefe stürzten die ästhetisch religiöse Verschrobenheit der Klopstockianer und den geistlichen Hochmuth der moralischen Wochenschriften dieser ausgearteten Partei. Gleichzeitig war Lessings Wirksamkeit im Gebiet der Fabel, dieser kleinen Kunstform, die seiner epigrammatischen Schärfe und Kürze so sehr zusagte, und die er, der Verschwommenheit der Bodmer'schen Schweizerschule gegenüber, auf die naturwüchsig kräftige Einfachheit Aesops zu-

rückführte. So gaben ihm überall Natur und Alterthum die einzig richtigen Modelle, nach denen er arbeitete und gearbeitet wissen wollte. Auch das Drama drängte er aus der moralisirenden Richardson'schen Breite auf die Naturkraft und hohe Einfalt der Antike. Für das spartanisch körnige und kriegerische Drama Philotas war ihm sein Freund Kleist mit einer Tragödie Seneca, ja bald auch mit seinem eigenen Heldentode vorangegangen. In dem alten deutschen Faustdrama, das er zuerst 1753 in der Schuch'schen Bretterbude auf dem Gensdarmenmarkt zu Berlin gesehen, fand er die verlorne deutsche Kernkraft, die auf Verwandtschaft mit Shakspeare zurückführte. Er machte zwei Entwürfe zur Neugestalt eines dramatischen Faust; beide aber blieben Fragment. In dem einen hielt er sich ganz an die alte Zauber- und Teufelsfabel; in dem andern, auf Lessings italienischer Reise später verloren gegangen, übersetzte er die Fabel ins Menschliche und gab die Rolle des Verführers der Unschuld einem teuflisch gearteten Bösewicht.

Lessing war zur Zeit seines dritten Berliner Aufenthalts 30 Jahre. Bei all seiner Hast und Unruhe, die äußerlich nach Bewegung, Welt- und Menschenkunde, innerlich nach neuen Feldzügen des Geistes dürstete, suchte er doch nach einem festen Punkte des Wirkens. Der Kriegslärm störte alles Geschäft des Friedens und der Musen; auch in günstigerer Zeit hat ihn König Friedrich auf der Liste zur Bibliothekarstelle gestrichen, schon wegen des frühern bittern Gefechtes mit Voltaire. Reisepläne mißlangen dem Wanderlustigen.

Eine Reise nach Holland ward als Episode rasch beendet und abgebrochen; den Antrag zu einer Professur in Moskau wies er von sich. In Leipzig zur Zeit seines Umgangs mit Kleist hatte er den Obersten Tauenzien kennen gelernt. Dieser hatte 1760 als Gouverneur in Breslau zahlreiche Verwaltungsgeschäfte, erinnerte sich des Kleist'schen Freundes und trug Lessing die Stelle eines Gouvernementsecretärs an. So trat der große Rufer im Streit, der litterarische Held und Kämpe Deutschlands in das preußische Kriegs- und Weltleben zu Breslau, wo er den Deutschen den besten Ertrag ihres Bruderkrieges erwarb, das Drama Minna von Barnhelm. Preußen erwarb aus dem siebenjährigen Kriege Schlesien und blutige Lorbeern, Deutschland die traurigste Zerrissenheit und Verbitterung, aber auch jenes Werk voll ewiger Gültigkeit, das erste, aus eigenem Blut und gegenwärtigem Leben erzeugte dramatische Charakterbild. Man kennt in Breslau noch die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder und das Haus in der Junkerstraße, sowie ein anderes, zum Posthorn genannt, an der Schuhbrücke, wo Lessing dies „Soldatenstück" schrieb, in welchem sich die Kraft des Preußenthums mit der sächsischen Anmuth vereinte, um norddeutsches Leben glorreich abzuspiegeln. Mitten im stürmisch bewegten Feldlager vor Schweidnitz studierte er Spinoza und die Kirchenväter, um in Philosophie und Christenthum auf die ersten und reinsten Quellen zurückzugehen. Der Breslauer Periode gehört auch sein Laokoon an, das Bruchstück gebliebene Grundbuch deutscher Aesthetik.

Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Welt diesen seinen Laokoon vor, zugleich als Berechtigung zu jener Bibliothekarstelle, um die er Winckelmann zum Mitbewerber hatte. Dieser lehnte den Antrag ab, und Lessing mußte einem französischen Charlatan weichen, während zugleich sein, preußischen Kraftgeist athmendes Schauspiel lange Zeit in Berlin verboten blieb, weil über Krieg und Politik nicht dramatisirt werden sollte.

Lessing konnte sich mit Bitterkeit sagen, daß er nie Glück gehabt, und doch leuchtete auf seiner Stirn der heitere Glanz des ewigen Siegers, sprudelte seine Lippe von attischen Scherzen, blieb die gepanzerte Kraft seines Geistes immer in Waffen. Wie er 1766 wieder „müßig am Markte stand und Niemand ihn dingen wollte," traf ihn plötzlich die Aufforderung, an einem deutschen Nationaltheater, das man in Hamburg gründen wollte, mitzuwirken. Löwen hieß der Schauspieler, der auf Lessing fiel, anfänglich um ihn als einen schnellfingerigen Goldoni für eine Reihe Stücke jährlich zu werben, dann, als Lessing dies lachend abwies, ihn als Dramaturgen, als Kritiker zu gewinnen. Den 22. April 1767 ward die Nationalbühne zu Hamburg und Lessings Dramaturgie eröffnet; am 25. November des nächsten Jahres schloß man die Bude zu und Lessing seine Dramaturgie mit dem Ausruf: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen eine nationale Bühne zu schaffen, da wir Deutschen noch gar keine Nation sind!" Und er meinte nicht die politische Verfassung, sondern — wie bitter! — blos den sittlichen

Charakter, von dem man fast sagen müsse, dieser sei: „keinen eignen haben zu wollen."

Auch das zweite Grundbuch deutscher Kunst und Litteratur, die Dramaturgie, blieb Bruchstück; die Aesthetik von heute hat es noch zu ergänzen; die Production der Deutschen von Lessing bis heute hat es zu beseitigen unaufhörlich versucht. Ein drittes Grundbuch deutschen Geisteslebens gab Lessing auf religiösem Gebiete in den Wolfenbütteler Fragmenten, aus deren Elementen schließlich das Gedicht Nathan der Weise erwuchs. Seit 1769 hatte sich der freie Weltbürger vom Ruhm- und Ehrgeiz des Braunschweiger Hofes einfangen lassen. Es begannen für ihn die Leidensjahre seiner Wolfenbütteler Einsiedelei, die nur kurz und ohne Segen von einer italienischen Hetzreise an der Seite eines Prinzen des herzoglichen Hauses, vergeblich durch eitle und trügerische Berufungen nach Wien und Mannheim unterbrochen wurden. Was zu Hamburg in bürgerlichen Händen gescheitert war, sollte jetzt mit fürstlicher Fürsorge neu versucht werden; Eitelkeit und Ruhmliebe trieben zu Wünschen nach Nationalunternehmungen, aber Akademie und Theater der Art blieben eitel ein Spiel der Großen, und der Genius, der den Nationalgeist dazu wachgerufen, wurde von Höflingen getäuscht und übel bedient. In seiner Heimath und Leipzig, in Berlin und Hamburg war der Welteroberer mit allen seinen Schiffen abgebrannt; dennoch blieb er als Mensch und Geist nach wie vor noch in Hamburg mit tiefem Anker fest. Von dort erhielt er die hinterlassenen Papiere

des trefflichen Professor Reimarus, der Zeitlebens frei über Christenthum und Bibel gedacht, aber nicht gewagt, seine Gedanken dem Fanatismus der Finsterlinge preiszugeben; mit Elise Reimarus, der Tochter des Edlen, blieb Lessing nach wie vor im besten Freundschaftsverkehr, auch als die Herausgabe der Fragmente alle Welt gegen ihn in Aufruhr brachte. Seiner Hamburger Epoche verdankte er auch den besten Schatz seines persönlichen Lebens, die Gattin, Frau Eva König, die er seit 1776 wenig mehr als ein Jahr die Seinige nennen sollte, um auch als Mensch den Gipfel des Höchsten und Reinsten zu erkämpfen, ohne des Glückes solcher Errungenschaft lange und zu dauerndem Genuß und Segen theilhaftig zu werden.

Die Wolfenbütteler Fragmente gehören recht eigentlich zu jeder vollen Ausgabe von Lessing's Werken. Er gab sie nicht blos heraus, als angeblichen Fund in der Wolfenbütteler Bibliothek; er vertheidigte sie auch gegen den Hamburger Hauptpastor Goeze, und diese seine Fehde ward noch wichtiger als die frühere gegen den Halleschen Kloß in den antiquarischen Briefen. Der „Kloßianismus" beschränkte sich auf die Pedanterien in Sachen des Alterthums; der preußische Kathederheld und Geheimerath war der elegante Geck unter den Pedanten seiner Zeit. Lessing schrieb ihn buchstäblich zu Tode; der entsetzte Gegner starb, zweiunddreißig Jahre alt, plötzlich vor Schreck und Gram, sich von seiner angemaßten Höhe gestürzt zu sehen. Er war in der Reihe der Popanze und Perrücken auf Gottsched gefolgt im

Reiche der Herrschaft über die deutschen Geister, und erlag wie Dieser vollständig vor Lessing's Hieben. Das ärgste Haupt der vielköpfigen Hydra war aber das theologische, und der Haupt-Goeze von Hamburg schürte Kaiser und Reich zu Flammen wider den Gottversucher Lessing, der mit den Fragmenten Himmel und Hölle durcheinanderstürze und Christi Reich auf Erden vernichte. Lessing bewies, daß mit Zweifeln an der Bibel das Christenthum noch nicht bezweifelt werde, denn das Christenthum sei mit Christus, seinen Lehren, seinem Leben und Wirken schon dagewesen, ehe die Evangelien geschrieben; zwischen Christenthum und Christi Lehre aber sei ein himmelweiter Unterschied, denn Menschenwerk habe die reine Quelle getrübt. Dies eine Grundsäule jener Untersuchungen, auf welcher noch heute Friedrich David Strauß in seiner Evangelienkritik zu fußen suchte, während Lessing reinigend in den alten blöden Buchstabenglauben griff, der heidnisch genug war, einen christlichen Wandel nicht höher zu halten als ein mechanisch zugestandenes Bekenntniß, so daß Nathan der Weise die alte Fabel vom ächten Ringe wieder erzählen mußte, der beliebt mache bei Gott und Menschen, den jeder Glaube zu tragen meine, ohne es durch die That zu beweisen, und der vielleicht allen Erben des Vaters verloren gegangen, weil „andächtig schwärmen“ um vieles leichter sei als „gut handeln“.

Am tiefsten gekränkt von allen Bitterkeiten des deutschen Lebens hat Lessing das Scheitern des Plans, ein nationales Theater zu schaffen. Er wollte sich, als er von Hamburg

schied, vor Deutschland verkriechen, vor aller Welt verschwinden, sich in ein italienisches Kloster flüchten und heimlich die Schmach seiner Niederlage verschmerzen. In der Einsiedelei des Wolfenbütteler Schlosses hielt ihn blos der Gedanke fest, seiner Freundin Eva eine sichere Stätte zu bieten. Sie war eine geborene Mainzerin; ihr Mann, Lessings Freund, hatte Fabriken in Hamburg und Wien; er starb plötzlich, und aus dem Freundschaftsgefühl erwuchs die Lust, als Mann rettend zu helfen, den Waisen ihr bedrohtes Erbtheil zu schützen, und endlich auch der süße Eigennutz der Liebe, den Lessing selten oder sonst nie im Leben gefühlt. Er war auch zu Eva streng und keusch in seinen Empfindungen; hinter der verdeckten Zärtlichkeit bricht nur stellen- und stoßweis die verhaltene Sehnsucht nach Liebesglück hindurch. Und doch war schon in den ersten Freundschaftsregungen soviel Treue der liebevollsten Zugehörigkeit, wenn auch aus seinem: „Meine liebe Madame“ nur langsam „werthgeschätzte Frau“ und endlich „geliebte Freundin“ wurde. In diesen 98 Briefen von Eva und 80 von ihm, sechs Jahre lang geschrieben, bis er, ein Siebenundvierziger, Eva heimführte, spricht keine Verhimmelung und Vergötterung; aber Tüchtigkeit und Edelsinn, der hellste klarste Verstand und die zarteste Feinheit des Herzens reichen sich hier zum Bunde die Hand. Es liegt einfache Größe in diesen Briefen zweier Liebenden. Sie sind Beide wortkarg in ihren Empfindungen, sparsam mit den zart und hoch behüteten Schätzen des Herzens. Der Mangel an Lyrik in Lessings ganzem Wesen war eine offenbare Ver-

sagung; und doch wird dieser Mangel bei ihm durch die zarteste Feinheit seiner leisen Empfindung, durch die tiefste Regung wunderbar klarer Eingebungen des Herzens ersetzt und vollauf gedeckt.

Lessing schrieb am Sarge seiner Eva, er habe es auch einmal so gut wie Andere haben wollen, aber es sei ihm schlecht bekommen. Ein bitteres Epigramm konnte er auf alle Denksteine seines Wirkens, Kämpfens und Schaffens setzen; er war und blieb bis an sein Ende der fechtende Athlet für Deutschlands Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Zum Weihnachtsfeste 1777 bescheerte ihm Frau Eva einen Sohn, aber das Kind starb und riß die Mutter mit fort. Lessing schrieb vor Schmerz fröstelnd und mit den Zähnen klappernd: „Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn, denn er hatte schon soviel Verstand! Oder war es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ — Lessing der Mensch war seitdem gebrochen; der Schlaf überfiel ihn oft mitten am Tage; er war müde wie ein aus hundert Wunden blutender Krieger. Zu Elise Reimarus zog es ihn noch einmal nach Hamburg; dann kehrte er in die Stille zurück. An seinem Sterbetage, dem 15. Febr. 1781, raffte er sich plötzlich vom Lager auf, kleidete sich an und trat, wie zur Gesellschaft fertig, den Hut auf dem Kopfe, zu seiner Pflegetochter

ins Zimmer. Auf dem edlen Antlitz waren die Hippokratischen Züge schon lesbar; er hatte sich geirrt, man hatte ihn nicht gerufen und nicht geladen; aber er lächelte seelenvoll und begrüßte heiter wie zum Scherz aufgelegt die Gesellschaft. Es war als hätte er wie Held Mannsfeld mannhaft gerüstet sterben wollen. Und so bestätigte sich auch äußerlich, wie er seine Haltung bis zum letzten Moment bezeichnete. Er starb so arm, daß der Braunschweiger Herzog ihn auf Staatskosten begraben ließ. Innerlich aber konnte er sich, nach dem Erfolg seiner Arbeiten zu urtheilen, für bankerott erklären. Der mächtigste Fürst seiner Nation, der König der Aufklärung, der ihm geistesverwandte Friedrich, hatte ihn übersehen, ihn absichtlich nicht gekannt. Noch ein Jahr vor Lessings Tode, noch 1780 war das königliche Gutachten über deutsche Litteratur erschienen, das von einem Lessing nichts wußte. Berlin hätte ihm die Stätte seines Wirkens werden müssen. Wien hatte auf Augenblicke ein Verlangen nach ihm gehabt, aber ihn, wohl aus Furcht vor der Hierarchie, nicht brauchen können. Den deutschen Hochschulen war er ein Gräuel geblieben, denn er hatte ihre Götzen, die Götzen der falschen Gelehrsamkeit, gestürzt. Mitten in einem deutschen Kriegslager hatte er mit dem ersten classischen deutschen Drama gezeigt, wo der Stoff für nationale Poesie zu holen sei, aus dem Holze des eignen, lebendig wachsenden Waldes, und bald darauf scheiterte in Hamburg sein Versuch, den Deutschen eine nationale Bühne zu schaffen. Mit der Einsamkeit seines zurückgezogenen Lebens auf der Wolfenbütteler Bibliothek leistete er,

dem es ein Genuß gewesen, lebendig unter Menschen zu verkehren, schmerzlich Verzicht auf ihm liebgewordene Gewohnheiten. Er starb äußerlich und innerlich fast ganz vereinsamt. Sein schmerzlich bitteres Wort über den Ausbruch der Wertherperiode war brieflich sein letztes.

Wie vor einem antiken Fund aus Pompeji stehen wir betroffen still, tritt uns aus des Altmeisters Werken unverhofft eine Maxime, ein Grundsatz seines künstlerischen Schaffens entgegen. Wir reiben uns die Augen, besinnen uns schwer und staunen dann über die Machtwirkung dieser einfachen Wahrheit. In der verworrenen Vielfachheit unserer Luxusbedürfnisse und Luxusbegriffe, in der aufgelösten Styllosigkeit unseres Eklekticismus ist uns das einfach Große, das natürlich Schöne, das logisch Richtige etwas Neues, etwas Ueberraschendes geworden. — Wir verlangen nicht daß Lessing je so populär hätte werden sollen wie Goethe und Schiller. Soll, wie Gervinus sagt, von Vermächtnissen die Rede sein, die der Nation aus der classischen Zeit überkommen: so kann Goethe als Erbschaft der höhern, der feinen Bildung, Schiller als eine Erbschaft der deutschen Jugend gelten, Erbschaften, die sich hoffentlich kein weiterlebendes Geschlecht je wird entreißen lassen. Aber in den Werkstätten der künstlerischen Thätigkeit sollte Lessing seinen Altar haben, in den Ateliers unserer Bildhauer und Maler sollte sein Laokoon, in den Studien der mimischen Künstler seine Dramaturgie die Bibel, am Eingang aller Kirchen und Schu-

len der Satz seines Nathan: „Um wieviel leichter andächtig schwärmen als gut handeln!“ die eherne Inschrift sein.

Wir finden es anders. Nach einer kurzen nihilistischen Raserei der Junghegelianer gegen die Ueberlieferungen des Christenthums wiegte sich bald Alles wieder in religiöser Denkfaulheit. Vor dem Lessing'schen Nathan machen die specifisch Frommen das Kreuz, das Kreuz Christi; die Erziehung des Menschengeschlechts fassen selbst die denkenden Theologen von heute mit Glacéhandschuhen an, um sie bei Seite zu legen. Selten verräth eines Malers Bild von heute die Kenntniß der Grenzen der Malerei, die Lessing als einfaches Naturgesetz entdeckte. Unsere dramatischen Genies tappen herum nach einem Dramenstyl, den Lessing fand, weil er über die Natur der dramatischen Kunst nachdachte. In gefühlsüberschwangern Wühlereien unorganisch planlos herumdämmernd, sind unsere Lyriker Musikanten auf der Leier geworden, ohne alle Ahnung daß auch dem lyrischen Stoff die ordnende und gestaltende Kraft der Architektur und Plastik zur höchsten Form in der Lyrik, zur Ballade, noththut. Einer „Nation von Denkern“ sind fast in allen Formen des Dichtens und Bildens die Gedanken ihres großen Lehrmeisters, die Elementarbegriffe des künstlerischen Denkens und Schaffens verlorengegangen. Ich weiß nicht, ist es die stählerne Kraft des Lessing'schen Gedankengehalts, ist es die blitzende Macht des gesunden Verstandes unserer kränklichen Gefühlsschwelgerei gegenüber, oder ist es die lächelnde, ihrer selbst so gewisse Grazie seiner Form: — es ist in Summa

die keusche Einfachheit und Naturwahrheit seines hellen Geistes, was den Abstand von ihm und uns zu einer wahren Kluft macht. Diese Kluft auszufüllen und zu schließen, würde ein einzelner Held zu Roß und in Waffen, stürzte er sich in den römischen Opfertod fürs Vaterland, nicht ausreichend sein. Eine ganze Generation voll romantischer Gelüste müßten wir in die Spalte versenken, all die feige, furchtsame Frömmelei in Sachen der Religion, all den wuchernden Luxustrieb und Luxusbedarf unseres gesammten üppigen Schwelgens, und den sybaritischen Hang dieses Zeitalters, die Manneskraft des Denkens in eitel Musik der Empfindung zu ersäufen.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Litteraturgeschichtschreiberei. Seitdem Gervinus mit seiner pragmatischen Arbeiterkraft die stofflichen Massen bewältigt und in ihrer Genesis geordnet hat, erscheint zu jeder Ostermesse eine Fluth von Litteraturgeschichten. Daß sie Glück machen und Auflagen erleben, beweist daß auch der wissenschaftliche Dilettantismus in Deutschland grassirt. Mit dem umsichwuchernden Dilettiren in Kunst und Wissenschaft fällt die Scheidewand zwischen Künstlern und Publicum, aber es geht die Fähigkeit des Schaffens zugleich mit der Fähigkeit des Genießens verloren. Wo Alles schaffen will, kann auch niemand mehr genießen. Die Litteraturgeschichtschreibung luxurirt, und der Vater aller deutschen Aesthetik sinkt mit seinen Gesetzen immer tiefer in Vergessenheit! Kein Handbuch freilich versagt ihm die „verfluchte Schuldigkeit“ der Hochstellung.

Er heißt überall der Gründer der neueren deutschen Litteratur, der Reformator unseres Geisteslebens, der Schöpfer namentlich der deutschen Prosa; — das wird ihm alles in einer Prosa eingeräumt, die von seiner Kraft und Grazie wenig erbte. Hat er wirklich den Grund gelegt zu deutscher Kunst und Litteratur, so fragt sich was auf diesem Fundamente weiter gebaut, so fragt sich ob dieser Weiterbau den Grundmauern entspricht, die Schöpfung in ihrer Fortentwicklung sich vom Geiste des Schöpfers nicht grenzenlos verirrte. Von Erbschaft, von Vermächtniß spricht man in Dingen des Geistes! Lessing's Gesetze eine Hinterlassenschaft an alle Künstlernaturen! Freilich lassen seine Gesetze deutsche Kunst und Wissenschaft seit den Romantikern weit hinter sich. Und es giebt auch Vermächtnisse, die der Erbe gar nicht antritt! Er tritt sie nicht an, weil an den Genuß der hinterlassenen Güter Bedingungen und Obliegenheiten geknüpft sind, die zum Genießen derselben ein starkes Aufgebot selbsteigener Kraftentwicklung erfordern. — Lessing wird auch der Luther in moderner deutscher Kunst und Litteratur genannt. Freilich wahr! Auch was Luther der Nation als Erbschaft hinterließ, muß Jeder, will er's besitzen, kraft eigner Eroberungsfähigkeit sich selber erst erwerben. Erbschaft ist in geistigen Dingen fast immer nur Erwerbschaft. Fertige Resultate hat Lessing weder gegeben, noch bezweckt. Als todtes Capital hat selbst die höchste Summe von Axiomen keinen Werth. Freilich war er der Herakles, den Augiasstall seiner Zeit zu fegen und zu säubern. Aber

er wollte mehr. Er gedachte den denkenden und den schöpferischen Naturen in der Nation die Kraft einzuflößen, die Augiasställe jedes Zeitalters zu reinigen, die Ungethüme, die dummen Bestien und die wilden Ungeheuer jeder Epoche zu bezwingen. Und ein Prometheischer Lichtbringer war er zugleich, aber nur für Die, welche sich selber am großen heiligen Licht der Sonne eine Fackel oder eine stille Lampe anzünden lernen. Ein festes System von Wahrheiten und Aufklärung hat er zu geben absichtlich verschmäht. Man kennt sein großes Wort: Und träte Gott Vater vor mich hin, in der Rechten mir die volle fertige Wahrheit bietend, in der Linken aber den nimmersatten ewigen Trieb zur Wahrheit, und ließe mir die Wahl: ich würde ihm in die Linke fallen und sagen: Vater, gieb! die volle ganze fertige Wahrheit ist ja doch nur für Dich! — Für uns aber ist der Weg zum Ziele auf der Bahn des Lebens oft schon mehr werth als das Ziel selber, wird uns dies Ziel ein todter Besitz. Im Triebe zur Wahrheit liegt eine Bürgschaft, sich der Wahrheit theilhaftig und werth zu machen. Die Wanderschaft zum Ziele macht uns durch die Entwicklung von Kraft, Muth und Dauerbarkeit erst fähig, überhaupt ein Ziel unser zu nennen. Mithin thut es eben so noth, zu wissen wie Lessing den Weg suchte als wie er sein Ziel erreichte, das Wie er suchte so wichtig als Was er fand.

Lessing hat seiner Zeit bei seinem kühnen Dreinschlagen ungemein viel Staub aufgeregt. All diesen Staub seiner Streitsachen, der sich längst gelegt hat, wieder aufnehmen,

jedes Atom davon mit der Lupe durchforschen und seciren, sollte in einem Zeitalter, das in Wissenschaft und Kunst noch schöpferisch lebendig sein will, weniger unseres Amtes sein. Des Schweißes seiner Arbeit können wir freilich nicht entrathen. Wer nicht eines großen Kämpfers Kreuz auf sich nimmt, kann nicht sein Nachgefolge sein. Aber die Schweißtropfen auf seiner Stirn sollen wir nicht blos zählen, wir sollen eingehen auf die Mühen seines Lebens. Will man Lessing's Grundsätze und Lehren verstehen, so muß man sich in seine Kämpfe einlassen; wer nicht mitkämpft, hat kein Recht, hat keinen Antheil an seinen Siegen. Er war nicht Systematiker, er gab keine Summe von Resultaten, auf die wir schwören könnten; sein Haß gegen bindende Regeln hinderte ihn einen Complex aufzustellen, in dem er die Gesetze des Schönen abfaßte, einen Kreis von Axiomen, in den er die Wahrheit bannte. Umdeswillen war aber nicht weniger System in seinem Denken. Nur daß er die Wahrheit nicht construirte, sondern sie an den Dingen erlebte und erleben ließ. So schrieb er dem Maler und Bildhauer bei der Betrachtung der Gruppe des Laokoon die Grundwahrheiten der Kunst scheinbar gelegentlich nieder, deckte wie zufällig daran die Grenzen der Kunstgebiete auf. So entwickelte er dem mimischen Künstler Tag für Tag nach der Willkür der Erscheinungen auf der Hamburger Bühne des Jahres 1768 die Maximen eines natur- und kunstgemäßen Spieles. So gab er seine Ansichten vom Bau des Drama's concret in Werken, an denen er Jahrzehen lang still gemeißelt. In der

Widerlegung der Irrthümer der französischen Tragödie fand er die Formen des wahren Drama's; im Kampfe gegen das Falsche in der Theologie und Aesthetik das Rechte und Wahre. Er trat nicht auf die Kanzel um Humanität zu predigen; er schrieb ein dramatisches Gedicht und machte den Helden desselben zum Träger des wahren Menschenthums. Er vindicirte diese Humanität als Blüthe und Frucht der Entwicklung der Menschheit nicht ausschließlich dem offenbarten Christenthum, denn offenbarte Religion ist nur Erbschaft, nicht Erwerbschaft; er nahm einen Juden, seinen Nathan, der ihm die ächte Religion der Liebe und Duldung als specifisches Menschenthum verkörperte.

Man weiß um des Sokrates gerühmte Hebammenkunst. Sie bestand in der Maxime, die Wahrheit nicht zu octroyiren, sondern sie in jedem Einzelnen als einen Keim zu entwickeln, dessen Gedeihen und Wachsthum dann Proceß der eigenen Entwicklung des Individuums ward, dergestalt daß die Summe höchster heiligster Wahrheiten nur die Frucht und das Ergebniß der Selbsterziehung und Selbstbestimmung des Menschen wird. — Lessing thut mehr in seiner Weise, die Wahrheit zu lehren. Er läßt sie sich an den Dingen und Objecten wie von selbst entwickeln. Wenn es absolute Wahrheit geben soll, so muß sie nicht aus dem Subject und seiner zufälligen Eigenart, sie muß uns aus dem Objecte, aus den Dingen und Gegenständen als etwas natürlich Selbstverständliches, als etwas Unabweisliches hervorgehen.

Mit Einem Worte: dieser große Lehrer — als welchen

Lessing alle Welt erkennt — war ein großer Lerner. Ihm ablernen, wie er gelernt, ist die Aufgabe Derer, bei denen es mehr als Phrase ist, in ihm den Reformator, den Wiederhersteller, den Schöpfer und Vater deutscher Litteratur und Kunst zu wissen. Dem entschieden poetischen Genie in die Vorbedingungen seiner Vollendung, in die Rüstkammern seines Schaffens, in die Geheimnisse seines Werdens zu folgen, ist weit schwieriger. Aus Goethe's Liebesliedern die Art seines Liebens rückwärts deuten, dürfte sich unlösbare Räthsel aufgeben heißen. Wie er die Wahlverwandtschaften gedichtet, d. h. welche Studien am leidenden und blutenden Menschenherzen, welche Wunden und Schmerzen, welche Himmelslust und welche Grabesnächte dem großen Gedicht im Leben voraufgegangen: dies zu erkunden und als Motive des Werkes zu erläutern, dürfte weit schwieriger sein, als in Lessings Arbeiten den Vorstudien nachzugehen, um ihren Organismus und die Art ihres Entstehens zu begreifen. Nirgends liegt ein litterarisches Leben zur Durchsichtigkeit so klar bis in seine innersten Triebfedern vor uns aufgedeckt. Um so mehr sollte Lessings Leben und Thun das Studium sein für jede künstlerische Natur. Was Lessing vor der Mitte der Sechziger des vorigen Jahrhunderts schrieb, war nur Vorarbeit zu diesen großen Grundsäulen für deutsche Kunst und Wissenschaft. Hart auf einander folgten sich 1766 Laokoon, 1767 Minna v. Barnhelm, 1768 die Hamburgische Dramaturgie. 1770 ward Lessing Bibliothekar in Wolfenbüttel, 1772 erschien seine Emilia Galotti. Aber auch in seinen Vorar-

beiten ist Lessing lehrreich. Einen großen Maler in seiner Werkstatt belauschen, wie er sich seine Modelle stellt, auch wie er sich seine Farben reibt, ist Gewinn, Genuß und Belehrung. Und hierbei ist für den Biographen Lessings zugleich Spielraum und Stoff gegeben, den Menschen Lessing aufzufassen, die Elemente, aus denen er persönlich erwuchs, zu erläutern, damit wir wissen, welchem Naturell dieser Geist angehörte, welchen Elementen er entsprang. Wilhelm Danzel führt aus langen Kirchenregistern den mühsamen Beweis, wie urdeutsch die Familie Lessing (ehedem Leßigk) von Anfang an und seit länger als Menschengedenken gewesen. Eine überflüssige Mühe. Nicht blos Kamenz und die Lausitz war ehedem slavischer Boden. Slavisches zieht sich weit hin in's germanische Herz hinein, nicht um das Deutschthum zu zerstören, vielmehr um ihm nach dem Prozeß der Amalgamation zu neuer Kraft und neuen Siegen zu verhelfen. Selbst in Luther's Person dürfte slavisches Element nicht zu verleugnen sein; das Burleske in gewissen Zügen seines Naturells kann nicht anders denn als Beisatz zum modernen Deutschthum, das von ihm datirt, gelten. Auch in Lessing steckt Slavisches. Er war eines orthodox gelehrten, wenn auch aufgeklärten Pastors Sohn. Dies das erste, ihn geistig bestimmende Element, dem er entwuchs. Die Familie, namentlich die Mutter, war ihrer Sitte nach orthodox, der Vater nach Art seines biblischen Denkens eher Rationalist als Mystiker. In dieser heimischen Sphäre ward der Knabe früh reif nach der Seite seines Wissens und nach den Bedürfnissen seines Geistes. Er

hätte in der Gelehrsamkeit als Wunderkind gelten können, hätte die Ehrbarkeit des Zeitalters eine Schönthuerei dieser Art gestattet. Die in ihren Einrichtungen damals fast mönchische Gelehrtenschule St. Afra in Meißen pflegte in ihm, was das väterliche Haus gesäet. Ein universelles Wissen auf allen Gebieten der Sprache und der Historie ward für ihn zu einer Ernte, auf deren Segen er nie schmähte, weil er die Factoren dieser Kenntnisse zu einem Product der Bildung für sich machte. Aber er ließ sich nicht fesseln von diesem Element; er schlug — sanguinisch und dialektisch — in's Gegentheil über. In Familie und Schule, in Kamenz und Meißen war sein Leben ein Pflanzenleben gewesen. Die freie selbstwillige Bewegung gab ihm der Leipziger Verkehr. Er verfügte später sehr oft nur nach Willkür und Laune über seine Stellung und Lage im Leben; in seiner Bestimmung für Leipzig als Universitätsstadt war Schicksalsfügung ohne sein Zuthun. Leipzig war vor dem siebenjährigen Kriege der Tummelplatz der interessantesten Bewegungen im Reiche der Geister. Die Universität war damals die bedeutsamste. Die Blüthe der slavischen Jugend aus Polen, Rußland und Ungarn brachte Luxus und stolze Haltung in die Studentenschaft. Ein junger kecker Uebermuth, der den akademischen Jüngling Lessing beseelte, war kein leerer Hochmuth, kein frecher Dünkel, sondern ein geniales Selbstgefühl, das auf das Bewußtsein fußte, in Sachen der wissenschaftlichen Bildung über einen sichern Fonds gebieten zu können. Der frommen Mutter, dem orthodoxen Vater ein Anstoß, wo nicht

ein Gräuel, weil er mit Schauspielern verkehrte, war er ein Schrecken der gelehrten Philister, die er aus dem Staube ihrer Löcher aufjagte. Und während ihn die Bedächtigen frevelhaft leichtsinnig schalten, ihm aber doch huldigen mußten, hegten die wirklich Leichtsinnigen, die flotten Burschen, mit denen er becherte, die leichtgeschürzten Söhne und Töchter der Musen aus der Bude der Frau Neuberin eine heilige Scheu vor diesem Apollojüngling, weil er über Kenntnisse verfügte, deren Glanz und Fülle sie blendete, mitunter zu ihrem Staunen sie gar bereicherte. In dieser Doppelnatur seines Wesens steckt das Geheimniß seiner Bedeutsamkeit, der Zauber seines Wirkens. Den gelehrten Pedanten bewies er, ein Genie, wie z. B. Shakspeare, brauche hundert Dinge nicht zu wissen, die ein Schulknabe wisse. Den leichtsinnigen Poeten und Männern legte er dar, wie verarmt, nackt und bloß die Musen an den Strand des Lebens ausgesetzt seien, wenn sie sich nicht um die Schätze der Wissenschaft kümmerten. Er herrschte nach beiden Seiten hin, er hatte ein Janusgesicht, eines für die gesammten Schätze der Vergangenheit aller Jahrhunderte, eines für die Zukunft, indem er mit genialem Blick den Bedürfnissen der Gegenwart eine schöpferische Perspective, den Felsen eines trocknen Daseins um sich her einen Quell lebendigen Wassers erschloß.

Spricht man ihm, wie er sich selbst, das poetische Genie ab, so bleibt ihm noch ein ungeheurer Schatz, den die Götter eben so selten gewähren: der geniale Instinct, der, dünkt mich, ein glänzender Ersatz, ungeahnet und zur Genüge fast, das

Fehlende deckte. Diesen Instinct hatte er im Gefühl der Jugend und im Bewußtsein des besten Mannesalters auch als Mensch. Es war ein Instinct, der ihn in die rechten Städte und zu den rechten Menschen führte, in Leipzig zu Weiße und Mylius, in Berlin zu Mendelssohn und der dortigen scheermesserscharfen Sippe, in Hamburg zu Ekhof, dem Charaktermaler, der auch das bloße Gerippe einer Gestalt mit dem warmen, wahren Fleisch des Lebens bekleidete In Leipzig und Hamburg sorgte das gütige Schicksal für ruhmspendende Gegner, für Götzen die es galt zu stürzen. Die Götzen Gottsched, Kloß und Göze stehen ewig da in der Geschichte deutscher Cultur, weil Lessing ihre Altäre stürzte, auf den Trümmern ihrer falschen Tempel triumphirte. In Wittenberg verstieg er sich blos in den Schacht deutscher Gelehrsamkeit, um in diesem Bergwerk sich seine ewige Waffenkammer zu erhalten. Nach Breslau aber führte ihn sein Genius in ein Centrum des kriegerisch und national preußisch bewegten Lebens. — Seltene Beglückung eines deutschen Gelehrten und Poeten bei aller Versagung, bei aller sonstigen Kargheit seines Lebens! Und das Glück dieser Begabung bestand in dem Gemisch deutscher und slavischer Elemente, in dem Gemisch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit. War er kein Poet, so war er etwas Anderes, aber fast nichts Geringeres. Er war, auch äußerlich als Schriftsteller mit seinem heimathlosen Umschweifen und Umtreiben, und in der Unruhe seines ewig getriebenen Geistes der „Volksredner mit der Feder." Bei diesem ungeheueren ency-

klopädischen Wissen, bei diesem allseits herbeigeholten Apparat der tiefsten und schärfsten Kenntniß aller Vergangenheiten in jeder Disciplin, bezog er doch Alles auf die Gegenwart, auf den Stand der lebendigen Interessen des Augenblicks. Hier Leben zu erwecken, aus dem Boden, auf welchem er und sein Zeitalter stand, Leben sprießen zu lassen: war Zweck und Ziel seiner gelehrten Thätigkeit, seiner Kritik und seiner schöpferischen Arbeiten. Seine Werke hat man Monologe genannt; sie waren in der That Reden, die er hielt und die dem Augenblick zu dienen schienen, während sie die Resultate aller Vergangenheiten, die Perspective der Zukunft umfaßten. Die Grundzüge zu einer deutschen Aesthetik sind in Lessing gegeben, aber nur die Grundzüge, nicht der gesammte Codex.

Auf Lessing zurückgehen heißt allerdings fortschreiten, — wiederholte mit uns Adolph Stahr. Man braucht aber nicht mit Stahr der Panegyriker Lessings zu sein; man würde sonst blind sein müssen über seine Lücken. Eine einzelne Gestalt mit ihrem Bekenntniß und ihren Mitteln, und wären sie die höchsten, deckt noch nicht das gesammte nationale Bewußtsein und die gesammte nationale Kraft. Ein nachgeborenes Geschlecht hat die Lücken Lessings zu füllen. Versagt war ihm nicht blos die Erkenntniß und das Element der Musik. Auch die Lyrik war ihm versagt; wo er lyrisch ist, spitzt sich ihm Inhalt und Form epigrammatisch zu. Versagt waren ihm die Elemente des gesammten deutschen Mittelalters, so daß die Poesie unserer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verschlossen blieb ihm endlich die Erkenntniß

der religiösen Offenbarung, von der das Zeitalter der Aufklärung nur soviel faßte als der Verstand mit seinem Verstehen des Endlichen begreift, während die Vernunft, und wär' es auch nur in der Form des Symbols, geheimere Wahrheiten vernimmt. Mit der Frage, ob nicht die Menschheit durch sich selbst auf ihrem Wege zum Inhalt der Offenbarung gelangt sein würde, stellte Lessing die Berechtigung der geoffenbarten Wahrheit in Zweifel, während es weit näher liegt, das thatsächlich Gegebene zu begreifen und der Menschheit das Ziel der Erkenntniß zu erleichtern. — In diesen vier Elementen, in Musik, Lyrik, deutschem Mittelalter und deutscher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachgeborene Geschlecht seine Mission finden müssen, um den vollen Gehalt deutscher Volksthümlichkeit zu erschließen.

III.

Moses Mendelssohn.

III.

Moses Mendelssohn.

Jeder Deutsche, der aus dem Schooß der glücklichen Unbedeutendheit auftaucht, hat sich der Nation gegenüber sehr mühsam die Erlaubniß zur Existenz erobern müssen. Mendelssohn mußte schon als Jude sich im deutschen Leben den Fußbreit Landes sehr mühsam erkämpfen. Was Klinger und Forster fortwarfen, galt ihm schon als ein mühewerther Preis. Eine Scholle deutscher Erde, die den Staub zu Staub gesellt, ein ehrlich Kirchhofsplätzchen galt dem stillen Manne schon als ein hübsches Ziel des Strebens; die Forderung, sich als Bürger dieser Welt, als Mensch unter Menschen frei fühlen zu dürfen, dämmerte damals in einer armen Seele nur schüchtern auf. Mendelssohn blieb, auch als man in ganz Deutschland seinen Namen mit Achtung nannte, während Menschen von Hoch und Niedrig ihn aufsuchten, Bekenner aller christlichen Kirchen, selbst Katholiken

brieflich ihm beichteten und seinen Rath in Gewissenszweifeln einholten, noch immer bürgerlich und staatsrechtlich der nur geduldete Schutzjude, der im Zeitalter der großen Aufklärung in Berlin, dem sublimen Sitze der modernen Weisheit, bittweise von Jahr zu Jahr die gnädige Erlaubniß um fernere Duldung nachsuchte. Er war ein Fremder in Preußen und bedurfte auch nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Berlin (1742 bis 1762) noch immer des Zeugnisses, im Dienste eines ansässigen Juden zu stehen, sollte der Büttel ihn nicht jeden Augenblick austreiben dürfen. — Ich erinnere mich freilich, daß ein jüdischer Freund in Wien noch heutzutage einen alten Onkel als seinen Hausknecht einschreiben ließ, um ihm eine Erlaubniß zur Existenz zu erwirken, weil die geduldete Zahl der Familiengenossen in seinem Hause schon ausgefüllt war. Die deutsche Culturgeschichte ist recht reich an kleinen Brutalitäten.

Marquis d'Argens hörte ganz zufällig von dieser an Mendelssohn verübten deutschen Barbarei. Er schätzte in ihm den Denker, bewunderte in ihm das feine Talent der dialektischen Beweisführung, liebte in ihm den bescheidenen, eben so witzigen als graziösen Gesellschaftsmenschen; wie heutzutage, staunte auch damals der Franzose über die kleine deutsche Tücke, die wir uns gegenseitig unter uns erlauben. Mais, notre cher Moise! rief d'Argens am Hofe zu Potsdam, macht er nicht wenigstens eine Ausnahme in diesen barbarischen Zuständen? Er wollte es nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann täglich der Gefahr blosgestellt sei, sich

auf ganz niedrige Weise behandelt zu sehen; er fragte Mendelssohn selbst. „Sokrates — erwiderte Moses — hat seinen Freunden bewiesen, der Weise müsse sogar sterben, wenn es die Gesetze des Staates so forderten. Ich muß also die Gesetze des Landes, in dem ich lebe, noch für gar milde halten, da sie mich blos austreiben, falls mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." Der Franzose war betroffen; ich weiß nicht, spottete er insgeheim über die deutsche Brutalität, die doch damals nach den Früchten der französischen Cultur sehr lüstern war, oder schämte er sich seiner eigenen Mission, Aufklärung und Bildung am Hofe des großen Königs anzupflanzen. Der Marquis drang in Moses, eine Bittschrift aufzusetzen, die er selbst überreichen wolle. „Es thut mir weh", sagte Mendelssohn, „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute meines Glaubens nur in gewisser Anzahl aufzunehmen: welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?"

Indeß war die Vorstellung seiner Freunde, diesen Schritt um seiner Familie willen zu thun, siegreich, und so verfaßte Mendelssohn eine Bittschrift, die aus den Acten gezogen also lautet: „Ich habe von meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande

geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst zu bitten, Ew. Majestät wollen allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigsten Schutz, nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben."

Es war gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, als das Gefühl des Friedens wieder in allen Gemüthern beglückend seinen Einzug hielt, in demselben Jahre, in welchem die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin Mendelssohn's Abhandlung „über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften" als Preisschrift zu krönen sich gedrungen sah; der bescheidene Jude konnte also wohl leise andeuten, daß seine Bemühungen in den Wissenschaften den Abgang an sonstigem Werth ersetzen dürften. Marquis d'Argens überreichte das Gesuch persönlich dem König; aber die Antwort blieb aus. „Der sonst so sanfte Moses, erzählt Nicolai, wurde ziemlich empfindlich darüber und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet, einigermaßen Vorwürfe." Erst mehrere Monate nachher erfuhr d'Argens durch Zufall, daß Mendelssohns Bittschrift erfolglos geblieben. Er bestürmte noch an demselben Tage den König mit Vorwürfen. Es mußte ein Mißverständniß bei der Sache obgewaltet haben; König Friedrich hatte sein Versprechen, wie er sagte, gehalten, der Jude müsse längst das Privilegium haben. Die Bittschrift

war durch einen ungewöhnlichen Zufall verlorengegangen. Aber der Franzose hatte Ehre genug, die Sache für die seinige anzusehen; auf sein wiederholtes Verlangen setzte Moses das Gesuch um Duldung noch einmal auf, und d'Argens fügte nebst seinem eigenen Namen die Bemerkung hinzu: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilége à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci pour que la raison ne soit pas du côté de la demande."

Mit einem Bonmot war etwas auszurichten bei König Friedrich. In jenem Zeitalter der Aufklärung dünkte sich der Philosoph der Voltaire'schen Schule über alle Religion hinaus zu sein, der Freigeist mit allem religiösen Inhalt spielen zu können; die confessionellen Unterschiede durften, sollte man meinen, damals wenig in Betracht kommen, nicht weil die Menschenliebe mehr als die Glaubensformen, sondern weil der Glaube überhaupt wenig oder nichts galt. Man dünkte sich aufgeklärter, als man war; die Bildung war nur ein erborgter Schimmer, eine Treibhauspflanze aus fremder Zone, die im eignen Boden nicht Stich hielt. Es ward dem königlichen Weisen von Sanssouci bei aller seiner Philosophie doch nicht leicht, den Juden Mendelssohn in seine Staaten als Unterthan aufzunehmen. Moses erhielt endlich das Privilegium auf Betrieb des Franzosen; der König erließ ihm sogar die tausend Thaler, welche die Chargenkasse verordnungsmäßig von ihm verlangte; aber er erhielt die Erlaubniß zur rechtsgültigen Existenz nur für seine Person. Nach einiger

Zeit supplicirte Mendelssohn von neuem zum Besten seiner Kinder. Dies Gesuch schlug König Friedrich ein- für allemal ab. Es war dies sieben Jahre vor seinem und Mendelssohns Tode, denn beide Männer starben zufällig in demselben Jahre.

Weit früher, vielleicht mit dem Erscheinen der ersten Auflage des „Phädon", 1767, war die Epoche eröffnet, wo Moses in deutschen Landen für berühmt galt. Seine Bücher wurden wiederholt aufgelegt; sein Ruhm erscholl im engen Vereine mit Lessings Richtungen überall laut und unzweideutig. Seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele wurden in dem Zeitalter der Sucht nach einem Jenseits, während das Diesseits unsicher wurde, allgemein bewundert. Mendelssohn stand eine kurze Zeit lang im Wendepunkt der feinsten und sublimsten Fragen des Jahrhunderts; er schrieb mit Lessing anerkannt das beste Deutsch; man drängte sich zu ihm und war entzückt, einen gefälligen, liebenswürdigen Menschen zu finden, wo man einen verschlossenen Rabbiner erwartete. Es war die Epoche, wo der Erbprinz von Braunschweig, der Hort der Freimaurer, mit ihm in Briefwechsel trat, Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg, der Beschützer Thomas Abbt's, nach seiner Rückkehr aus Portugal sich mit dem weisen Juden in kritisches Detail einließ, Menschen aus den entlegensten Winkeln Deutschlands, wie ein Freiherr von Planer auf der Insel Rügen, mit dem ganzen Wissensdurst deutscher Natur sich in die Geheimnisse des Phädon einlebten und dies interessante Gewebe der Mendelssohn'schen

Erläuterungen immer wieder auflösten, um es von neuem von ihm selber geflochten zu sehen. Dieser Phädon hatte in dritter Auflage alle denkenden Kreise beschäftigt, Moses wurde Mode, denn es war noch neu in Deutschland, an den esoterischen Untersuchungen der Abstraction in deutscher Sprache einen feinen Reiz zu empfinden. Da beschloß, es war im Jahr 1771, die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, den Verfasser des Buches, der den Sokrates zu einem deutschen Denker gemacht, als ordentliches Mitglied aufzunehmen. Der Vorschlag lag dem Könige zur Genehmigung vor; man möchte argwöhnen, daß das Schreiben der Akademie ebenfalls verlorenging. Preuß erzählt jedoch, der König habe den Namen Mendelssohn, ohne einen Grund anzugeben, aus der Liste der Candidaten gestrichen. „Aus Religionshaß geschah es sicherlich nicht!" sagte Moses in einem Briefe an einen Freund in Wien, den er über ähnliche Verkümmerung der Menschenrechte in der sogenannten Republik der Geister zu trösten suchte.

Religionshaß und jene Aufklärung, die Friedrich mit jedem seiner Federzüge als Autor in französischer Sprache proclamirte, sind nicht gut vereinbar. Oder man wird irre an der Aufklärung jener Zeit, die sich an den herzlosen Spöttereien Voltaire's weidete, sich im Umgange mit der boshaften Unverschämtheit eines la Mettrie gefiel und der heimischen Wissenschaft in religiösen Dingen die ehrliche Untersuchung verbot, selbst den heitern Spielen der deutschen Muse ihre Existenz erschwerte. Wer geneigt wäre, in „großen"

Charakteren den kleinen Triebfedern aufzulauern, könnte der Vermuthung Raum geben, es sei vielleicht eine Art Eifersucht mit im Spiele gewesen, welche die königliche Hand zum Censurstrich in der Liste der Akademiker verleitete. Der jüdische Sokrates von Berlin schrieb allerdings ein noch weit besseres Deutsch, als jenes Französisch war, das der Philosoph von Sanssouci zu Stande brachte. Allein es fehlt am geschichtlichen Nachweis, um so menschlich zu motiviren, und so bleibt uns denn zur Erklärung der königlichen Abneigung nur die Annahme jenes dunkeln, dumpfen Widerwillens der Gemüther, der im Hintergrunde des Zeitalters der Aufklärung nistete und der, unklar in sich selber, auch im Schooße der Bildung das unbewußte Hinderniß ist, daß sich der Mensch zum Menschen findet, um in sich und im Andern den Keim des Göttlichen zu pflegen. König Friedrich blieb bei seinem Satze: „Ich will keine Pfaffen und Juden in meiner Akademie!"

Moses erblickte in dem kleinen Dessau das Licht der Welt. Die freundliche Herzogsstadt hatte keine eigentliche Judengasse, in der die milde Christenheit physischen Schmutz und moralischen Ekel zusammenzupferchen pflegte, um mit Fingern darauf hinweisen zu können, wie entartet und aller Bildung abhold die Secte des alten Bibelthums geblieben. Die deutsche Christenheit von damals war in ihren Maximen und Ansichten sehr zwiespältig; jedes Ländchen, jede Stadt beinahe hatte ihren besonderen Leibzoll oder Judenzwang. Allgemein aber war, so weit die deutsche Zunge reichte, die Beschränkung der jüdischen Erwerbszweige auf den Wucher

und den Kleinhandel mit Schnittwaaren und alten Kleidern. Die Judenkinder lernten Hebräisch, um das alte Testament, die einzige Beglaubigung ihres Zusammenhangs mit Gott und guten Geistern, verstehen zu können. Waren sie in der Sprache fertig, so gingen sie zum Talmud und dessen Commentarien über und verloren sich im Labyrinth dieser endlosen düstern Spitzfindigkeiten. Man nahm damals zu Rabbinern und Lehrern im Talmud meist polnische Juden; man hielt diese für schriftgelehrter, für zäher, fester, der weichlichen Hingebung, die der halben Bildung eigen ist, weniger zugänglich. Diese polnischen Lehrer machten durch ihre geistige Verfassung und Gesinnung, durch Sitte und Gewohnheit, durch ihre Kleidung und ihre ganze körperliche Erscheinung die Kluft zwischen dem, was Deutsch und Jüdisch hieß, immer weiter. Der deutsche Jude hatte keine Ahnung, daß er den Wohlthaten eines neuen Zeitalters entgegenging. Er wußte nur, daß er mit einem Fluche beladen war, den die Christenheit sehr sorgsam wie einen umgekehrten Heiligenschein um sein Haupt pflegte, um in dem Fall einer besonderen Anwandlung für besondere Raserei einen Gegenstand bereit zu haben. Der Jude in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts glich noch ganz dem deutschen Juden des sechszehnten; kaum bot das Gemisch von Deutsch und Jüdisch in der Sprache einige Unterschiede je nach der Farbe der Zeiten. Früherer Fanatismus hatte zu blutigen Verfolgungen geführt; diese hatten aufgehört; aber man wußte nicht, ob sie wiederkehrten, ob man nicht fette Opfer für eine Zukunft aufsparte. Führte

doch die Christenheit in ihrem eigenen Schooße noch immer dann und wann einen seltsam ungeheuerlichen Hexenproceß! Der Geist des Christenthums war matter geworden, aber nicht milder, und die Religion der Liebe trug noch immer auf ihren Trophäen, in ihrem Wappen Menschenblut. Die Welt der Bildung war delicater, vornehmer geworden, aber nicht humaner. War der Jude früher wüthend gehaßt, so ward er jetzt als lächerlich verspottet; früher ein Gespenst des Aberglaubens, war er jetzt zum Gegenstand des persönlichen verächtlichen Ekels geworden. So schuf sich die Christenheit am Judenthum immer, je nach dem Zeitalter, wie sie es brauchte, ihr Gegenstück, die zusammengeballte Schreckgestalt ihres eigenen Schattens, ihrer eigenen Thorheiten und blöden Gelüste. Was schmachvoll oder seltsam geartet am Judenthum erscheint, ist das Ergebniß jahrhundertlanger Grausamkeit, Willkür und Befangenheit. Ich weiß nicht, was mitten in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung eine empfindlichere Trennung zwischen dem Juden und Deutschen hervorgerufen: der Haß, der sich auf Augenblicke sättigt, oder die Verächtlichkeit, die nie müde wird. Der deutsche Jude des achtzehnten Jahrhunderts war als Mitglied einer verfluchten Secte in seinen nationalen Formen noch ebenso starr und steif in sich verknöchert; aber sobald die physische Gewalt der Verfolgung nachgelassen, wagte er sich langsam, klug und schüchtern aus den Schlupfwinkeln seiner Verbannung hervor in's Leben, das ihm voll verbotener Früchte hing. Mit einer Art von Heißhunger fiel er darüber her,

wo ihm auch nur eine Schaale zu rechtlichem Besitz zugeworfen wurde. Wo er einen Fetzen Raum gewonnen, da setzte er sich mit einer unerbittlichen Zähigkeit fest; wo ihm das Gefühl irgend einer Sicherheit aufstieg, verwandelte sich die ehemalige Schüchternheit in jenen halsstarrigen Trotz, der die ganze langverhaltene Kraft eines folgerechten Egoismus entwickelt.

So war die Masse, Dem gegenüber, der zu seiner Zeit unter Seinesgleichen als Ausnahme galt, aber in seiner Nation selbst einen segensvollen allgemeinen Wendepunkt hervorrief. Moses Mendelssohn muß als Derjenige angesehen werden, der das Judenthum aus seinen eigenen inneren Quellen herauf emancipirte, es von der starren, in sich selbst zusammengeknäuelten Mißform erlöste, es geistig befähigte, sich an der Gestaltung der Welt lebendig und mit Hingebung zu betheiligen. Diese Selbsterlösung hat das Judenthum in ihm erlebt.

Der Vater des Moses, Lehrer an der Anfangsschule zu Dessau, trug den schwächlichen, wenig über drei Jahre alten Knaben täglich in die Schule, im Winter noch vor Anbruch des Tages, in einen zerlumpten Mantel gehüllt. Der Knabe schien geistig schneller wachsen zu wollen als physisch; der Vater überzeitigte die innere Reife; Moses machte, zehn Jahre alt, schon hebräische Gedichte. Er hat diese Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit, weil sie nicht die geringste dichterische Ader verriethen, später vernichtet. Aber er wurde die Bewunderung seines Lehrers, des Rabbi Fränkel. Seine Frühreife zog ihm schon in der Kindheit eine schwere Nervenkrankheit

zu, in deren Folge sich sein Rückgrat krümmte. Auch blieb die Schwäche der Nerven zurück, und mit dem höheren Alter nahm die Mißgestalt wieder zu, während sie sich in der Zeit seiner Blüthe ausgleichen zu wollen schien. — Der innere Mensch in ihm war geweckt, da wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Geldgier ist im gemeinen Juden die Spannkraft seiner Seele. Wißbegierde war die gleich starke Regung in Moses. Mit dem Worte Gewinnsucht bezeichnen wir das Gemeinste und Edelste im Menschen. Moses wollte im Reiche des Geistes Schätze gewinnen, und das Jahrhundert schien mit der allgemeinen Verbreitung französischer Sprache und Bildung dafür gemacht, sich ohne alle nationale Anregung oder Bedingung den geistigen Interessen der Welt zuwenden zu können. Moses hatte in Dessau noch kein deutsches Buch gelesen; deutsche Lectüre galt im orthodoxen Judenthum von damals als Felonie, als Hinneigung zum Nazarenerthum, als Nationalfrevel. Moses sprach mit lispelnder Zunge das Deutschjüdisch seines Stammes; er hatte nur sein Hebräisch gelernt. So mangelhaft geistig ausgerüstet, faßte er den Entschluß, seinem Lehrer nach Berlin zu folgen, vierzehn Jahre alt, ein häßlicher kleiner Judenknabe, ohne Geld, ohne Bekanntschaft, scheu, blöde, ohne Muth, voll Furcht vor der Grausamkeit und Gewaltlust der großen Welt, aber doch insgeheim von der brennenden Sehnsucht nach geistiger Bereicherung gequält und getrieben.

Die seinem Stamme und mehr noch seiner Natur angeborene Schüchternheit hat er auch im reifen Vollgefühl seiner

fertigen Bildung nicht verloren; es hat ihn noch in der Zeit, wo er gesucht war und für berühmt galt, immer erschreckt, wenn man ihm Achtung bezeigte. Die Zähigkeit des Geistes, der Welt ihre Geheimnisse, den Wissenschaften ihre Quellen, der ganzen Menschheit ihre oft verdeckten besseren Triebfedern abzulauschen: diese unermüdliche Dehnbarkeit der Seele hat er in seinem Alter noch weniger verloren, obschon das Gefühl seiner beengten Stellung als Jude seine wissenschaftlichen Feldzüge wo nicht kreuzte, doch schwächte. Er ist kein Eroberer im Felde der Wissenschaften geworden, kein Entdecker neuer Welten, neuer Richtungen; er hat sich vielmehr sehr mühsam und allmählich im vorhandenen guten Kern der Menschheit mit seinen Gedanken eingenistet, um der Welt zurufen zu können, sie solle auf das bisher Errungene sich besinnen, um mit dem schon gewonnenen Besitz sich ein leidliches Dasein zu gestalten. Er hat sich sehr kümmerlich behelfen müssen, nicht blos mit dem Stück Brot in der Jugend, auch mit der Nahrung, die ihm das Zeitalter für seinen Wissenshunger bot. Es bleibt, sieht man ihn später im Genuß seiner Errungenschaften, bewundernswürdig, wie er aus den einzeln zusammengestoppelten Besitzthümern leiblich und geistig ein harmonisch gefügtes, menschlich schönes Ganze hervorrufen konnte.

Moses begann in Berlin sehr kümmerlich seinen Unterhalt zu finden; er lebte vom Abschreiben und von seinem Hebräisch. Eine schlechte Dachkammer barg die dürftige Hülle des kleinen Menschen; sein Erwerb war so spärlich, daß er

auf dem Brote, das täglich seine Mahlzeit abgab, strichweise die Tage der Woche bezeichnete, um zu wissen, wie weit er damit reichte, und seinem Hunger im voraus Grenzen zu stecken. Als er nach Berlin kam, zwei Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich's, verstand er weder Latein noch Griechisch. Er suchte sich diese Grundbedingungen einer classischen Bildung zu verschaffen, ob es schon immer fühlbar an ihm blieb, daß er hier nur tropfenweis nachgeholt, wo Andere sich im vollen Strom erster Jugendaufregung gebadet. Er selbst spürte das Zeit seines Lebens, zumal später neben Lessing, diesem vom Mark der alten Classiker vollauf Genährten. Das Gelüst nach neueren Sprachen ward bald ebenso drängend in ihm; die Zeit der Aufklärung war hereingebrochen und Jedermann war voll von den französischen Ironisten, von den englischen Skeptikern. Die jüdischen Rabbiner verketzerten jede moderne Sprachkenntniß; sie weissagten den moralischen Untergang des Judenthums, falls die Parteinahme an den Interessen der christlichen Völker um sich griffe. Nur den Medicinern war der Besuch einer Universität gestattet. Die Judenschaft selbst legte dies Verdict auf die Pflanzstätten der Bildung. Moses mußte heimlich seinen Gelüsten nachgehen. Er drängte sich an die jüdischen Aerzte in Berlin; im Umgange mit ihnen gewann er das erste Zutrauen zu sich selbst. Er trieb eifrig die mathematischen Wissenschaften, ebenso eifrig Englisch; er las Locke mit einer Begier, als sollte dieser ihm den Schlüssel zu den Geheimnissen der Welt reichen. Nicht Locke, Leibnitz ward der ihm

naturgemäße Philosoph, dessen Lehre von einer seit Urbeginn vorherbestimmten, harmonisch gegliederten Welt ihm die beste Zuflucht für bedrängte Geister schien. Locke und die Mathematiker gaben ihm nur die Formen für die damals übliche Dialektik in metaphysischen Dingen. Um einen Satz zu beweisen, widerlegte man die Annahme vom Gegentheil. In der Frage über Gottes Dasein sagte man: Gesetzt er ist nicht, wie dann? Man führte die umgekehrte Behauptung ad absurdum und nannte diesen Wahrscheinlichkeitsbeweis mathematische Sicherheit. In dieser Methode des Philosophirens erwuchs Mendelssohn in Berlin.

Seine äußeren Verhältnisse hatten sich günstig gestaltet, seitdem ein jüdischer Seidenfabrikant, Namens Bernhard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus genommen. In diesem Hause blieb er auch nach Erledigung der pädagogischen Aufgabe; er correspondirte für die Handlung seines Principals, er trat in die Functionen eines Buchhalters und wurde in seinem hohen Alter nach dem Testament des Freundes und der Bestimmung von dessen Wittwe am Geschäft betheiligt. Mit dem Aufenthalt im Hause des begüterten Fabrikanten begann die gute Epoche für unseren Philosophen; er konnte sich erlauben, bequem zu leben, ob er schon den Hauptttheil seines Tages jetzt an das Comptoir abtreten mußte. Er war noch Lehrer der Kinder, als er 1750, 21 Jahre alt, in hebräischer Sprache eine moralische Wochenschrift unternahm. Daß in ihr schon moderne Luft wehte, beweist das Verbot derselben durch die Rabbiner. Es waren

zwei Hefte erschienen, als sie unterdrückt wurde. Vier Jahre darauf knüpfte sich zwischen Lessing und Moses das für Beide segensreiche Verhältniß an, ein früh geschlossener Bund, der doch für das ganze Leben Beider, ja über den Tod des Einen hinaus wirksam und in lebendiger Gegenseitigkeit ausdauerte. Lessing war zum zweiten Male in Berlin, das ihn als der Tummelplatz der Freigeister anzog. Mendelssohn ward ihm — als Schachspieler empfohlen. Nach einem halben Jahre meldete er auswärtigen Freunden: ich habe einen zweiten Spinoza gefunden, Moses wird dereinst die Ehre seiner Nation sein! — Beide Männer waren von gleichem Alter, in demselben Jahre geboren; sie zählten fünfundzwanzig. In allem Uebrigen waren sie Gegenpole nach Naturell, Bestrebung, Wollen und Können. Ihre treu festgehaltene Freundschaft lag also in dem Reiz der Gegenseitigkeit und zugleich in dem Gefühl des Bedürfnisses zu wechselsweiser Ergänzung begründet.

In diesem Verhältniß zu Lessing reifte Mendelssohn erst zu einem fertigen, der Oeffentlichkeit angehörigen Charakter heran; in dieser Beziehung zu dem classischen Herkules der Litteratur unserer Altvordern liegt auch der Werth, den wir auf Mendelssohn legen, bedingt. Lessing, der Wittenberger Magister, hatte sich in Leipzig die ersten litterarischen Sporen verdient; seine Fabeln und Sinngedichte waren erschienen, sein Freigeist, Schatz, Jude waren damals seine ersten dramatischen Versuche gewesen, auf den Bretern den hohlen Schwulst und die leere Tändelei durch die Macht der nächsten

Wirklichkeit, durch wahres Leben aus dem Bewußtsein der Zeit zu verdrängen. Er schwankte noch immer zwischen Theater und Kanzel, ohne zu wissen, daß sein Instinct, zwischen beidem nicht zu wählen, sondern beides schöpferisch zu verbinden, ihn am richtigsten führen werde. Der Reiz nach der metaphysischen Debatte, der heiße Drang, den Wust deutscher Gottesgelahrtheit mit rationellem Besen auszufegen, der lüsterne Kitzel, in der Bücherwelt Perrücke und Reifrock fein, aber durchdringend auszuklopfen, der große Entwurf, den ängstlich prüden deutschen Menschen auf der Bühne Gemälde starker Leidenschaften vorzuführen — das Alles gährte damals mächtig, aber noch unklar in Lessings feurigem Gehirn. Wir gewinnen von seiner Persönlichkeit ein unrichtiges Bild, wenn wir sie uns nach der classischen Einfachheit und Grazie, nach der gediegenen Fertigkeit und Ruhe, nach der sicher treffenden, scharf und fein gespitzten Dialektik seiner Sprache vorstellen wollen. Jene Ruhe, wie sie in der Abfassung seiner Werke vor uns liegt, war eine erworbene, keine angeborene, jene Virtuosität in der Kritik, zu spielen und zu hänseln, wo er oft lieber mit Keulen dreingeschlagen, war das Ergebniß seiner Berechnungen, der Krystall seiner geschliffenen Rede eine Errungenschaft tiefer, hartnäckiger, gewissenhafter Studien. Die Genialität seines Geistes hatte im persönlichen Ausdruck etwas Unstätes, Ungefügiges. Er dürstete nach Unternehmungen, denn seine größten Thaten schliefen damals noch in ihm; er schien gleichsam beutelustig, gierig nach Stoffen für seinen schöpferischen Drang. — Ganz

in Allem das Gegentheil zum schüchternen Moses, der sich gern mit Hamlet in eine Nußschaale verkrochen hätte, um die Welt Gottes in nuce und ohne Lärm und Störung zu durchschmecken. Dazu kam Lessing's Reiselust, der quälende Reiz, die Welt zu sehen; Moses saß gern wie ein Wurm emsig und still am Blatt, noch lieber an einer Wurzel fest. Er hatte auch geistig keinen Hang zur Bewegung; aber er wich auch niemals von der Stelle, er zernagte unablässig seinen Stoff, und in dieser unerbittlichen Zähigkeit seiner Seele lag für den stürmisch hinschleudernden Lessing, der wilde Aussprüche oft genug zurücknehmen, hastige Eroberungen ebenso schnell wieder abgeben mußte, eine wohlthuende Art der Ergänzung und Ausfüllung seiner eigenen Natur.

Daß Mendelssohn als Mensch und als Denker ihm fortgesetzt ein Gegenstand solcher Art geblieben, bewies er wohl ziemlich deutlich zwanzig Jahre nach der ersten Anknüpfung ihrer Bekanntschaft in seinem Nathan. Man ist beim Nachweis der Einwirkungen des Juden auf den Christen zu weit gegangen, wenn man in der Person des Nathan den lediglichen Abdruck Mendelssohn's gesehen hat, wie ebenfalls der Derwisch im Stücke das Portrait eines Zeitgenossen, eines Lehrers, der in Mendelssohns Hause ein- und ausging, der Tempelherr aber in der ganzen drallen, stürmischen und unwirschen Art, sich zu gebahren, ein absichtlich bezwecktes Selbstconterfei Lessing's genannt worden ist. Inzwischen, wo die Absichtlichkeit fehlt, da thut der Instinct oft weit mehr. Der dunkle Instinct ist selbst in Lessing's Schöpfungen,

die das klare Facit genau abgegrenzter Factoren zu sein scheinen, mächtiger gewesen, als es nach der gewöhnlichen Annahme glaublich sein will. Das Gedicht Nathan entwickelt uns den ganzen Proceß der religiösen Debatte in Deutschland, wie er sich in jener dunstbefreiten, vernunfthellen, aber zugleich etwas empfindlich kühlen Aetherregion des Verstandes gestaltet haben mochte. In dieser Aetherluft suchten und fanden sich damals als Vertreter der Aufklärung Christ und Jude. Boccaccio's Märchen von den drei Ringen schien recht eigens wie dazu gemacht, den Stein der Weisen, nach welchem Schwärmer und Alchymisten thörichterweise materiell gesucht, sinnbildlich zu deuten, die Lehre der Humanität, wie sie in der Menschenverbrüderung der Freimaurerlogen nach Formen suchte, symbolisch-mythisch abzufassen und mit Beseitigung aller überlieferten Offenbarung eine Allerweltsreligion kraft menschlicher Vernunft ausfindig zu machen.

Es ist sehr wohl denkbar, daß Lessing auch seinen Glauben von der Erziehung des Menschengeschlechts, seine Hypothese von dessen religiöser Emancipation auch ohne Moses Mendelssohn ganz in gleicher Sicherheit, Kraft und Unerschütterlichkeit in sich ausgebildet hätte; Lessing war ja darin nur der Vollzieher dessen, was sein ganzes Jahrhundert ihm erbeigenthümlich überliefert, um es frei aus sich selbst herauszugebären. Aber die Untersuchung, ob er ohne den jüdischen Freund seine Universaltheorie zu Stande gebracht, wäre so unnütz wie die Frage, was aus uns geworden, hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, so unnütz als Lessing's Annahme

einer Entwicklung der Menschheit ohne alle Vorverkündigung ihrer geheimnißvollen Schicksalsfügungen, ohne allen Mythus im Bilde Christi. Der weise Sokrates jüdischen Stammes war einmal da als Genosse und Freund seines besten Gedankenlebens, und wenn Lessing den Kosmopolitismus einer Universalreligion zum Thema einer Dichtung machte, so konnte es nicht fehlen, daß auch Portraitzüge persönlicher Art ungesucht mit einflossen. Es stellt uns den Werth der Beziehung beider Männer zu einander nicht weniger hoch, auch wenn wir die Untersuchung verwerfen müssen, wer von Beiden der vorherrschend Einwirkende gewesen. Geistige Gemeinsamkeit solcher Art und von solcher Dauer läßt sich nicht nach mathematischen Gesetzen berechnen. Selbst der secundäre, der Mensch zweiten Ranges, hat in solchem Verhältniß als der unmerklich, aber dauernd Einwirkende ein bedeutsames Verdienst.

Wir sind mit dem Nathan bis ans Ende von Lessing's Leben übergesprungen, kehren aber jetzt zum Beginne der Bekanntschaft mit Mendelssohn zurück. Als der Dichter damals nach Potsdam ging, um in Ruhe sein Trauerspiel Sarah Sampson zu schreiben, war die in Berlin geschlossene Freundschaft bereits unzweifelhaft fest. Der Briefwechsel ward der fortgesetzte Umgang beider Geister. Für den Philosophen Mendelssohn war der schöpferische Lessing ein Lebenswecker. Sie arbeiteten zusammen den in Lessing's Werken befindlichen Aufsatz: „Pope ein Metaphysiker". Mendelssohn's „philosophische Gespräche" gab Lessing hinter dessen Rücken heraus;

damit war der schüchterne Jude plötzlich in die Oeffentlichkeit gedrängt. Noch in demselben Jahre folgten seine „Briefe über die Empfindungen". Mit diesen Briefen verließ Mendelssohn die Abstraction des mathematischen Philosophirens, wie es Berlin und sein Zeitalter liebte. Er spürte zum ersten Male die Pulse eines warmbewegten Herzens mitten im Calcul des nüchternen Verstandes. „Ich werde der Metaphysik etwas untreu jetzt", schreibt er aus jener Zeit, „bekomme einen ziemlichen Ansatz von bel esprit. Wer weiß, ob ich nicht noch Verse mache! Madame Metaphysik mag es mir verzeihen!" Er spricht auch von der Mühsamkeit des Ausarbeitens, von der Wollust des Lesens und Denkens. Er war in der That eine mehr genießende, die Entdeckungen und die Arbeit Anderer harmonisch zusammenfügende Natur. Sein Scharfsinn sorgte nur immer, daß aus Allem auch der rechte Gewinn für das Dasein der Menschen erwüchse, um Leben und Gesellschaft zu einem freundlichen Ganzen abzurunden.

Es erfolgte für ihn die Bekanntschaft mit Sulzer, mit Nicolai, der ihn einen edlen, vortrefflichen Menschen nannte. Es begann seine Mitwirkung zur „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste". Er ward Mitglied einer Gesellschaft von hundert Berliner Gelehrten, die sich allwöchentlich in einem Kaffeehause versammelten und sich wissenschaftliche Arbeiten vorlasen. In solcher Veranlassung schrieb Mendelssohn seinen Aufsatz „über die Wahrscheinlichkeit". Endlich faßte er sein ganzes Glaubensbekenntniß in einer Widerlegung Rousseau's zusammen. Wir haben in dieser

Polemik den ganzen Menschen in seiner Liebenswürdigkeit wie in seiner Beschränkung bei einander. Mithin verweilen wir bei dieser Arbeit, um den Kernpunkt seiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Er übersetzte 1756 Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen und fügte seine Bemerkungen als einleitende Worte hinzu.

Rousseau's große Entdeckungen werden von Mendelssohn nicht entkräftet, vielmehr nur hier und da geordnet und auf den Boden eingeschränkt, wo sie volle Gültigkeit behalten. Die Cultur, dies Ergebniß jahrhundertlanger Mühen der Geschlechter, schleppt alle Gebrechen der Menschennatur mit sich. Diese wachsen mit den Vorzügen alternder Jahrhunderte gleich stark in uns auf, alle Triebe raffiniren sich, die Tugend verliert mit der Bildung der Völker die schlichte Einfalt der spartanischen Kraft, während die Laster sich mit dem Schimmer, selbst mit der Grazie der feinen Gesittung schmücken. So wird uns der Friede, der Schooß der Bildung und des Glücks, zu einer elenden Knechtschaft in üppigem Behagen, der Staat, dieser Verein freier Seelen, zur Despotie, hinter deren starrer Ruhe die Feigheit sich bequem und sicher fühlt. Das ist die Entdeckung Rousseau's. Er machte sie nicht in der abgeschlossenen Stille des einsamen Denkers, sondern mitten im Gewühl einer sittlich untergrabenen Welt, im Aufruhr eines leidenschaftlich bewegten Herzens. Wenn er deshalb sein Wehe! über die Mißformen des modernen Lebens, sein Sauve qui peut! ausruft, die Wilden in der Wüste preist und die gesammte Civilisation zur Rück-

kehr in die Unschuld der ersten Natur zwingen möchte, so müssen wir ihn im Tumult seiner heimischen Zustände, seine Person im Conflict seines Zeitalters begreiflich finden.

Mendelssohn begegnete ihm nicht mit dem Spotte Voltaire's, der es lächerlich fand, im Menschen das Gelüst erwecken zu wollen, auf allen Vieren zu kriechen. Der deutsche Mendelssohn corrumpirte nicht die Sätze seines Gegners, um sie zu widerlegen. Er fand in Jean Jacques keine kindische Liebe zur Seltsamkeit, er fühlte sich ergriffen von dem hinreißenden Feuer seiner Beredtsamkeit, die uns wider unseren Willen auf eine Seite hindrängt, die weitab lag von aller bisherigen Denkungsart; er schrieb an Lessing, diese Sprache des Herzens, „diese mächtige Bezaubrerin redlicher Geister", habe in allen Schriften Rousseau's zu untrügliche Merkmale, um sie für unwahr, für unehrlich zu halten. Dieser Ehrlichkeit setzt er aber doch, obschon in zagem Ausdruck, die ganze stille Festigkeit seiner eigenen Ueberzeugung entgegen. Er erfaßt seinen stürmischen Gegner an dem Zugeständniß, der wilde Sohn der Natur, der sich frei fühle von den raffinirten Tugenden und Lastern der Gesellschaft, sei bildungsfähig, habe gleichwohl den Trieb zur Vervollkommnung als Bedingung eines vernunftbegabten Wesens in sich. Diesen Beruf und dies Ziel zur Vervollkommnung sichert er nun der ganzen Entwicklung der Menschheit; er rettet seinem Zeitalter die Zuversicht auf dies Heil, wie verworren auch kreuz und quer der Lauf der Weltgeschichte sich gestaltet habe. Er sichert uns den Glauben, der Abfall von der Natur sei in der

Entwicklung des Einzelnen wie des Geschlechts nicht zugleich ein Abfall von Gott. Jede neue Entfaltung von Kräften, dies ist seine Ansicht, beginnt eine Erweiterung unseres Daseins, mit jeder neuen Erfindung erwachen neue Bedürfnisse, mit jedem Bedürfniß neue Schranken, mit jedem Reichthum neue Entsagung, mit jeder Tugend ein neues Gebrechen. Um des Schattens willen verwirft man aber keine Gestalt, und das Böse ist nur der Schatten des Dinges. In der Möglichkeit des Bösen liegt die Tugend und die Freiheit bedingt. Die Welt ist eine immer reichere Entwicklung von Kräften.

Goethe lobte an Mendelssohn die autodidaktische Bildung. In diesem Thema kam sie zur vollen Erscheinung. Mendelssohn brauchte nur an seine Brust zu schlagen, um die Wohlthaten der Cultur, den Segen geistiger Bereicherung zu preisen. Aus dem dumpfen Winkel seines eingeklemmten Herkommens hatte ihn nur der Trieb des Wissens, der Drang nach Bildung erlöst. Ihm war nichts überkommen, also hatte ihn nichts übersättigt, Alles hatte er sich errungen, und mit jeder neuen Eroberung im Reiche des Denkens und Empfindens stieg das Wohlgefühl einer freien Seele, die sich ihr gutes Recht an den geistigen Schätzen eines vorgerückten Jahrhunderts erwarb. Sein Antheil an der Aufklärung der Geister war erworbenes Eigenthum, und dieser Besitz war nur im Verkehr und im Austausch mit seinen Nebenmenschen ein Segen. Rousseau wollte den Menschen wieder zum Einsiedler machen. Mendelssohn preist mit rührender Freude und Dankbarkeit die Reize der Geselligkeit, ohne die Unschuld des Geistes

je eingebüßt zu haben. „Und wie sollte ich deiner vergessen, göttliche Freundschaft!“ ruft er im Hinblick auf Lessing, „süße Erquickung der Geister, ohne welche uns Natur mit allen ihren unschuldsvollen Herrlichkeiten in der äußersten Nothdurft schmachten läßt!“ — Nur in den Beziehungen zum Menschen galt ihm der Mensch etwas, und in diesen Beziehungen steigern sich nach seiner Ansicht alle Kräfte, gestaltet sich die Familie, erwächst die Gesellschaft zum Staat. Reichte die Aufklärung seiner Zeitgenossen noch nicht aus, um in Familie, Gesellschaft und Staat die Herrschaft der Menschenliebe festzustellen, so blieb es nach seiner Meinung einer zukünftigen Stufe der Menschheit vorbehalten, diese freundselige Schwärmerei eines guten Herzens, diese liebenswürdigen Combinationen eines vorsichtigen Verstandes zu verwirklichen. Es sei, wie er sagt, schon überhaupt viel gewonnen, wenn man den Glauben an den Beruf der Menschheit zum Fortschritt festhielte, die Zuversicht, es werde zunächst immer besser und heller unter den denkenden Köpfen, nicht preisgäbe. An dem Zugeständniß der Vervollkommnungsfähigkeit, die Rousseau seinem Wilden nicht absprach, nahm er dessen ganze Weisheit vom nothwendigen und heilsamen Rücklauf aller Culturgeschichte zu ihrem nackten, kahlen Anfangspunkt gefangen.

Mendelssohn war die kindliche Seele, die mit Verstand zu genießen wußte, was die Aufklärung der Geister bereits an Segen über die Creatur gebracht hatte. Rousseau's Lehre hinterließ in Deutschland einen in späteren Jahren erst

fühlbaren sauern Rest an trübseliger Befangenheit. Dies Phlegma nach verflogenem Spiritus wurde von hausbackenen Stubengelehrten wissenschaftlich durchgeknetet. Erst zu Anfang der siebziger Jahre, unter den Einflüssen von Ossian, Young und der Schwermuth der unter Thränen lächelnden englischen Humoristen wurde dies gährende Element des Trübsinns in Werther's Leiden wieder flüssig und mächtig. Die deutsche Wissenschaft käuet oft sehr lange nach, was der Schwung und Witz des Genies für Augenblicke zum Zünden hinwarf. Es ist schon vorgekommen, daß deutsche Gelehrsamkeit solche Schwefelfäden, die zünden sollten, nach Jahr und Tag sehr gewissenhaft als solide Speise zu sich nahm und zu verdauen suchte.

Mit Thomas Abbt unter Anderen wurde in den sechziger Jahren der Rousseau'sche Einfluß in Deutschland gründlich zerbalgt und bis ins Philisterhafte zerfetzt. Thomas Abbt, vor dem der gelehrte Gervinus soviel Respect hat, während er den feinen, geschmackvollen Moses sehr gering anschlägt, gehörte zu den abstrusen Grüblern, die in einem schauderhaften Deutsch platte Fragen über die Bestimmung des Menschen für philosophische Skepsis ausgaben. Der Wust gelehrter Beziehungen in seinen Schriften kann über den marklosen Jargon dieses Forschers nur Denjenigen täuschen, der sich in ähnlichen Elementen gefangen sieht und hier und da sich um die beste Wirkung seiner an sich tüchtigen und gesunden Lebenskraft bringt. Thomas Abbt's Zweifel an der Bestimmung des Menschen sind so roh und beschränkt, wie sie

nur je der Philister in melancholischer Nebenstunde, der Pedant bei schlechter Verdauung äußern konnte. Seine prahlerisch hohlen Beweise von der Statthaftigkeit und vom Werth eines Todes fürs Vaterland sind ebenso lächerlich, als seine Winselei, daß das ächte Verdienst unbelohnt auf Erden bleibe. Wie schön sind Mendelssohn's Widerlegungen dieses faulen Trübsinns, den er übrigens aus Achtung vor Abbt's Ehrenhaftigkeit als Mensch in seinen Aufsätzen für die Litteraturbriefe sehr schonend behandelt. Abbt starb sehr früh, schon 1766, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Der Hof von Bückeburg mochte nicht viel Freude an ihm gehabt haben; die nächste Wahl, die auf Herder fiel, war um so glücklicher. Wie liebenswürdig und wahr ist gegenüber jenen leeren Klagen über Mangel an Lohn für das wahre Verdienst Mendelssohn's einfache Weisheit, die das tiefe, stille Selbstgefühl des Menschen als den Triumph der Glückseligkeit bezeichnet! Wozu? weshalb? wohin? diese Fragen eines innerlich bangen Zeitalters nahm damals der blanke Verstand in die Hand, und er handhabte sie weit unkluger, als später das brütende Gemüth, dessen Losbruch mit Werther (1773) begann. Mendelssohn sagte zur Schwermuth des befangenen Abbt: „Wir leiden vielleicht zur Vollkommenheit des Ganzen!“ und mit diesem Vielleicht deutete er die ganze Bescheidenheit eines tieferen Bewußtseins an.

Es ist anzunehmen, daß Mendelssohn bereits mit seiner milden Polemik gegen Rousseau, womit er deutschen Sinn gegen französische Skepsis vertrat, unter den denkenden

Köpfen unseres Landes starke Sympathien und den Ruhm gewann, der eigentlich erst einige Jahre später seinem Phädon zu Theil ward. Deutsch — und französisch: so löst sich auch am besten die Streitfrage über Heil und Unheil der Cultureinflüsse. Mendelssohn hatte für Deutschland so gut Recht, wie Rousseau für Frankreich. Deutschland hat der Verbreitung der Bildung Alles zu danken, gleichviel ob sie zu Wieland's Zeit Urbanität, in Herder's Epoche Humanität hieß, von Schiller und Goethe unter dem Begriff Cultur zusammengefaßt wurde, oder in unseren Tagen sich als Heranbildung der Massen zum Bewußtsein bezeichnen läßt. In Frankreich hatte der Hof gleichzeitig mit seiner politischen Entwicklung die Bildung gepflegt und in seiner Luft heranwachsen lassen. In der überfeinerten Blüthe ergab sich dort ein Wurm des Todes, die Königsmacht wurde dort eine launenhafte Despotie, die Geselligkeit mit ihren Reizen ein Sumpf raffinirter Gelüste, die feine Bildung sittenlose Entartung. In Deutschland erwuchs die Cultur von unten auf, im Schooß des Volkes, die Bildung ward hier für den Einzelnen wie für die Massen ein selbsterworbener Gewinn, und was wir Freiheit nennen, ist unter uns nur durch die Intelligenz, nicht ohne sie erreichbar. Mendelssohn fühlte das nicht im ganzen Umfange, aber sein Instinct und ein Rückblick auf seine eigene Entwicklung ließen ihn das verschwiegen fühlen.

In demselben Jahre, 1767, in welchem Lessing zu Hamburg in seiner Dramaturgie den Riesenplan entwarf, den

Deutschen ein Nationaltheater kritisch aufzubauen, erschien Mendelssohn's Phädon. In diesem Buche berührte Mendelssohn mit zarter Hand einen bloßgelegten Nerv seines Zeitalters. Er ward mit diesen Gesprächen über die Unsterblichkeit der Seele auf einige Zeit in gebildeten und denkenden Kreisen der Mann des Tages. Das Bewußtsein, das Gebäude der europäischen Gesellschaft ruhe auf morschen Säulen, war noch keineswegs vorherrschend fühlbar in Deutschland, und gleichwohl begannen schon damals unter den Sinnenden und Lauschenden, die gern mit einer Einkehr in sich selbst abschließen, jene emsigen Hinblicke auf ein Jenseits. Freilich wollte man, solange noch Lessing'scher Athem im Zeitalter war, nicht andächtig schwärmen, sondern klar denken. Man wollte Beweise über die persönliche Fortdauer nach dem Tode. Moses, der christlich fühlende Jude, versuchte sie und erwählte sich zur dialektischen Beweisführung jenen Heiden in Athen, in dessen Reden er die ganze Feinheit der Schulmethode mit der übersichtlichen Milde seiner eigenen Denkungsart verband und ohne allen Behelf christlicher Offenbarungslehre der sogenannten natürlichen Religion einen Triumph zu liefern gedachte. Der Mensch wollte damals noch auf sich selbst fußen; der Verstand entwickelte in Philosophie und Dichtkunst seine Virtuosität. Welcher Kraft und Feinheit, welcher Genialität der Verstand fähig sei, um sich zum Herrn und Meister des Lebens aufzuwerfen, das wolle ein spätgeborenes Geschlecht, in das die aufgezogenen Schleusen des Gemüths ganz andere Fluthungen brachten, fort-

gesetzt und wiederholt am Helden Lessing lernen und bewundern! Zu welcher freundlichen Harmonie jenes Zeitalter es geistig zu bringen im Stande war, das läßt sich nirgends in so sicheren, wenn auch leisen Zügen als an Mendelssohn nachweisen. In jenen Gesprächen wird uns zu Anfang ganz der Platonische Sokrates vorgeführt. Er ist bereits zum Giftbecher verdammt, und in den letzten Unterhaltungen mit seinen Schülern und Freunden wird das Leben nach dem Tode ungesucht zum Thema. Mendelssohn schließt sich nicht blos den Platonischen Gesprächen an, er scheint sie wörtlich wiedergeben, nur eine Verdeutschung liefern zu wollen. Allmählich aber gewinnt der Stoff an modernen Bezügen, das Für und Wider erhält jene wärmere Färbung, wie sie drängende Fragen des Tages mit sich bringen, die Sprache des Zweifels wird empfindlicher, das Wort der Zuversicht immer dreister; das moderne Bewußtsein, das wir nicht anders denn als ein allgemein christliches bezeichnen können, erhärtet schließlich alle Zusage, alle Bejahung der Frage mit seinem unmittelbaren Wissen vom Zusammenhang zwischen Creatur und Gott.

Ich zweifle, ob Mendelssohn dies eingeräumt hätte, diese Behauptung, er sei sachlich in seinem Gedankengange Christ geworden, obgleich schon Lessing den Ausspruch that, Sokrates sei ein Christ gewesen, ohne selbst darum gewußt zu haben. Hiermit ist nicht das Christenthum in diesem oder jenem Bekenntniß mit seiner nationalen, geschichtlichen und localen Färbung gemeint; sondern die Lehre jenes Jesus

von Nazareth, der, einzig in der Weltgeschichte, die Entdeckung machte, was der Mensch sei am reinen Quell seiner selbst. Diesen Athem des göttlichen Lebens in der Gemeinde als heiligen Geist festhalten, heißt die unsichtbare Kirche Christi auf Erden auferbauen. Ich weiß nicht, ob Mendelssohn, könnten wir ihn mit diesen Worten eines Bewußtseins von heute angehen, es in Abrede bringen wollte, wenn wir den Kern seiner Ueberzeugungen und seiner Person für christlich erklärten, ob wir ihn gleich weder auf den Statthalter Christi, noch auf Luther oder Zwingli verpflichten könnten. Daß er sich scheu in den faltenreichen Kaftan seiner Väter verkroch, als man die Hand brutal nach ihm ausstreckte und ihm mit Gewalt das Taufbecken aufdringen wollte, versteht sich von selbst. Wer in den Momenten seiner reinsten Ergüsse nicht schon der Sache nach Christ ist, kann es eigentlich nie werden. Mendelssohn's Aeußerung in den letzten Jahren seines Lebens, die Secte der Unitarier sei unter allen christlichen Bekennern diejenige, mit der sich der aufgeklärte Jude allenfalls verständigen könne, war nur eine Ablenkung vom Mittelpunkt des Interesses. Mit jener Secte wird das Göttliche in der Person Jesu geleugnet, mithin der Nerv des Christenthums, das Hereinreichen des göttlichen Lebens in die Brust der Creatur, die große Entdeckung Gottes im Menschen zerschnitten und aufgelöst.

Mendelssohn's Sokrates lehrt, wie der Platonische, die Seele sei einfach und nur das Zusammengesetzte sei zerstörbar. Hieran drängt sich eine Polemik gegen d'Alembert und

die Encyclopädisten, welche die Seele in ihrer Abhängigkeit von der Beschaffenheit der leiblichen Organe, in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen, Klima und Nahrungsmitteln auffaßten, und ihren Scharfsinn in der Schlußfolge triumphiren ließen: der Geist sei nichts als eine Modification der Materie. Die Seele, sagten die Franzosen, werde nichts mitnehmen, wenn sie sich vom Leibe trenne, denn die Kräfte und Fertigkeiten, über die sie im lebendigen Leben zu verfügen gehabt, seien ja ganz und gar im leiblichen Naturell bedingt gewesen. Mendelssohn leugnet das. Er behauptet, die Organe und Werkzeuge der Seele, die sich allerdings nur leiblich zu bethätigen schienen, bildeten sich zugleich mit der Seele, so daß die gewonnenen Begriffe, als Ergebnisse vergangener Eindrücke, der Seele blieben. Freilich seien die Werkzeuge ungleich bei den Menschen, und da sich die Geister nach ihren leiblichen Organen modificirten, so müßte eine Ungleichheit der Geister daraus gefolgert werden. Aber das störe nicht die Sache selber, sei nicht von praktischem Nutzen, um das menschliche Dasein in jener Welt zu constatiren. Zu jenen Werkzeugen der Seele rechnet Mendelssohn auch wesentlich die geistigen, nicht blos Klima und Nahrungsmittel, sondern Erziehung, Umgang, Gesellschaft, Regierungsform seien bestimmend für die Gestaltung des Geistes im Einzelnen. Und in alle dem fühle sich die Geburt und das Wachsthum der Seele schon im Elemente des allgemeinen Geistes. Unsterblich sei die einzelne Seele nur, sofern überhaupt ein Element des Geistes als ein ewiges anzunehmen sei, sofern

es überhaupt mehr als Natur, sofern es einen Gott gebe. Mit ihm und in ihm sind wir unsterblich.

Sokrates beweist in jenen Gesprächen den Freunden das Fürsichsein der Seele, wenn sie sich fertig fühle mitten in der leiblichen Hülle, sich auf sich selbst besinne und sich als freies Selbstbewußtsein empfinde. Simmias ist unter den Freunden jener Skeptiker, der mit Hülfe französischer Weisheit den antiken Zweifler macht. Simmias sagt, er könne sich platterdings nicht vorstellen, daß die Seele irgendwie selbständig existire, er könne sie am lebendigen Wesen nur in dem Zusammenwirken der organischen Thätigkeiten des Leibes finden. Sokrates-Mendelssohn entgegnet ihm, ob er denn glaube, daß eine Maschine, falls er nicht anders den Menschen nehmen könne denn als ein solches Triebwerk mit harmonischem Zusammengreifen vereinzelter Kräfte, diese ihre einzelnen Kräfte zu überschauen vermöge, ob nicht vielmehr dies Wissen um die Theile dem Werkmeister eigen sei. Der Mensch aber sei dieser Werkmeister im Maschinenbau, es sei also in ihm ein Etwas, das nicht durch Zusammensetzung der Bestandtheile entstehe, sondern über alle Kräfte, Triebe und Begierden hinübergriffe, sie vereinige und regiere. Diese Spontaneität, diese Willensfreiheit, ließe sich in der Maschine Mensch bei aller Abhängigkeit von den Organen nicht leugnen, also auch nicht die Immaterialität der Seele. Ist die Seele nun immateriell, so hat sie Theil am Geiste. Der Geist aber ist Gott. Ist Gott ewig, so ist auch unsterblich, was an ihm Theil hat.

In dieser Weise, wenn ich es zusammendränge, gestaltet sich Mendelssohn's Gedankengang im Phädon. Im dritten Gespräche nimmt der Sokratische Kebes noch einmal von anderer Seite den Zweifel auf. Irgend wie und wann, fürchtet er, könne die Seele doch wohl einmal gleichgültig verloren und untergehen im großen Raum der Welt. Leben, sagt der Mendelssohn'sche Sokrates, ist Entwickelung. Erst wenn es sich im Fortschritt entwickelt, beweist ein Leben seine Wahrheit. Man würde dem Leben seine Wahrheit nehmen, wenn man es ohne Entwickelung für möglich hielte. Wie aber könnte ein Ding in sein Gegentheil umschlagen? Ein Leben, das plötzlich in einem Zeitpunkt fertig ist, hat schwerlich je gelebt, da ihm jetzt der Trieb zur Vervollkommnung ausging. Fortschritt, Entwickelung, mithin Unendlichkeit ist der Nerv des menschlichen Geistes. Mißt er die Harmonie des Alls nicht aus, so ringe er danach; die Harmonie ist Gott. Wir erkennen ihn bald dunkler, bald heller, und danach ergiebt sich schon hienieden das geringere oder größere Glück der Empfindung. Und je weniger wir körperlich bedingt fühlen, je reiner wir denken lernen, desto mehr bereiten wir uns zum Tode, d. h. zu einer volleren Entwickelung vor. Warum sich also vor dem Tode scheuen, der uns das reinere Leben erst erschließt? Warum zittern, einer Harmonie im ganzen Vollgefühl theilhaft zu werden, zu der langsam heranzureifen schon hienieden das Ergebniß der Weisheit und die Lust der Seele ist! Wo wir uns auf Erden beglückt fühlten, da fanden wir einen Gleichtact von Kräften zu einem

schönen Ganzen. Wir gefallen uns im Kleinen an der Vollendung im Ebenmaß von einzelnen Theilen. Diese Harmonie vom Weltsystem vorauszufühlen, sie im Ganzen und Großen zu ahnen, während wir sie im Kleinen ins Werk zu setzen bemüht sind, das ist die große Wollust der menschlichen Existenz, die Seligkeit des werdenden Geistes. Wir haben auch Trübsal im Leben; aber das Mißfallen am Gegenstande vereinigt sich doch mit einem Wohlgefallen an der Vorstellung des Besseren. Die Summe von unsern angenehmen und unangenehmen Empfindungen zu ziehen, weist unser moderner Sokrates von sich; das sei erst statthaft nach vollendeter Laufbahn. Selbsterhaltungstrieb ist sittlich; Selbstmord unsittlich, denn er stört die stufenweise Entwickelung. Wir reifen langsam der Vervollkommnung entgegen, und unser Endziel, Theil zu haben am Genuß einer im Ganzen und Großen harmonisch gegliederten Welt, heißt: Theil haben an Gott. — Dies in Summa der rationelle Sensualismus Mendelssohn's.

Mit der Verbreitung des Phädon datirt der zum Theil sachlich wichtige, zum Theil persönlich glänzende Briefwechsel des Berliner Philosophen. Bekenner aller Glaubensrichtungen beichteten ihm in Gewissenssachen, bedrängte Gemüther forderten Rath, denklustige Köpfe lebten Mendelssohn's Ansichten weiter aus, ergänzten ihn oder suchten ihn zu widerlegen. Die nachfolgenden Auflagen des Phädon zogen hieraus Gewinn, denn in dieser Mittheilsamkeit und Lust an gegenseitiger und gemeinsamer Erörterung gefiel sich dieser

Gesellschaftsphilosoph. Fremde, die Berlin besuchten, wollten nicht blos den großen König, dessen Franzosen und dessen Wachparade, sie wollten auch den kleinen freundlichen deutschen Philosophen sehen, der merkwürdiger Weise ein Jude war. So erschien denn um 1769, das Jahr der dritten Auflage des Phädon, auch Lavater in Berlin. Dieser feurige Christ, Proselytenjäger und Seelenfänger hatte mit Moses in religiösen Dingen eine lange Unterredung, in deren Verlauf der Jude unumwunden die Hochachtung bekannte, die er dem Stifter des Christenthums zu zollen nicht umhin könne. An dieser Aeußerung suchte Lavater die obwohl noch zaghafte, doch beinah schon reife Seele zu fangen. Im gedachten Jahre erschien Lavater's Uebersetzung von Bonnet's Beweisen für das Christenthum, mit einer Zueignung und Aufforderung an Mendelssohn, diese Beweise für das Christenthum entweder zu widerlegen, oder der Wahrheit die Ehre zu geben und sich taufen zu lassen. Feurige Köpfe sind nicht selten bornirt, und der pomphafte Priester Jesu hielt es nebenbei im Stillen für eine Heuchelei, sich so in der Unbestimmtheit hinzuhalten. Christusbekenner oder ewige Verdammniß! zitterte dem großen Eiferer auf der Zunge. Mendelssohn schwebte in dieser Unbestimmtheit, aber es war nur tölpelhaft, ihn diesem Zustand als gefahrbringend für sein Seelenheil, als störend für den allgemeinen Stand der Wahrheit, mit Gewalt entreißen zu wollen. Es entwindet sich Niemand ganz dem Schooße, der Luft seines Herkommens. Mendelssohn fühlte sich plötzlich, als man ihn zur Entschei-

dung drängte, durch und durch als Jude, festgewachsen mit dem Schicksal seines Volkes, theilnehmend am Kreuz, das er mit seinen Brüdern nicht bekannte, sondern trug. Jene Bonnet'schen Beweise für das Christenthum, ohne Angabe für welches, waren so schwach; was Aufklärung und Bildung im damaligen Zeitalter hieß, schien so sehr der christlichen Satzung enthoben zu sein: wie sollte Mendelssohn, selbst wenn sich christlicher Geist in seinen Gedankengang eingeschlichen hätte, sich zu den Formen bekennen, um deren willen man sein Volk seit Jahrhunderten geknechtet! Er hatte der Welt gezeigt, daß seine Nation befähigt sei, sich aus sich selber heraus zu emancipiren, d. h. Theil zu haben am Besten und Heiligsten, das die Menschheit beseelt. Sollte er nun blos seinen persönlichen Gewinn davontragen? Hieße das nicht die Seinigen im Unglück verlassen? Und Bonnet's Beweise, wie gesagt, waren schwach; Lavater's Glaube, der die Wohlthaten des Christenthums lediglich in den Wunderwerken suchte, konnte nicht Mendelssohn's Glaube sein.

Es ist nicht anzunehmen, daß ihn Furcht vor seinen Glaubensbrüdern geleitet. Freilich hatte er von ihnen zu dulden; er las nicht allein, er schrieb sogar deutsche Bücher; von crassen Vorurtheilen wurde das orthodoxe Judenthum erst durch ihn langsam erlöst. Man erzählt, daß polnische Juden zu ihm kamen, auf der Schwelle seines Zimmers stehen blieben, ihn verächtlich angrinsten und, als er ihnen freundlich entgegentrat, ihn anspieen und wieder forteilten. Solche Visiten mit Versuchen salbungsvoller Werber im Namen

Christi wechselten oft genug im Hause des friedfertigen Mannes. Er fühlte sich als Jude; mit seinem Volke zu leiden und zu harren war seine Aufgabe, seine Lust. Jetzt aber sollte er öffentlich erklären, warum er nicht Christ werden könne. Er fragte beim Consistorium in Berlin an, welchem von dessen Räthen er seine öffentliche Antwort an Lavater vorlegen solle. Das Collegium gab ihm den Bescheid, er könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie zur Censur vorzulegen; man sei von seiner „Weisheit und Bescheidenheit“ überzeugt, er werde kein öffentliches Aergerniß geben. Dieses allerdings sehr sicher motivirte Zugeständniß datirte in Preußen vom Jahre 1770. Man trug sich dort noch mit dem Begriffe einer persönlichen Censurfreiheit; man war schon so weit, sie wenigstens als Ausnahme zu gewähren; der Geist der Aufklärung zwang dazu.

An das öffentliche Sendschreiben an den Diakonus von Zürich schloß sich Mendelssohn's Briefwechsel mit ihm und andern Zeitgenossen, das Thema seiner Bekehrung betreffend. „Wie beschämt — schreibt Heyne in Göttingen an Nicolai — die Mäßigung, die Würde, der Anstand, mit welchem sich der Brief Mendelssohn's ausdrückt, den raschen und schwärmerischen Lavater! Wahrlich, jener würde unserer Religion mehr Ehre machen, als dieser hitzige Eiferer!“ — „Hochgeschätzter Mann! — schreibt Semler in Halle an Mendelssohn — wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffs und der daran hangenden großen Glückseligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein

Christ würden, so möchte ich der christlichen Religion wohl nicht viel Dienste leisten können." Mendelssohn selbst sagt in seiner Rechtfertigung: „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können." Er äußert, wenn unter seinen Zeitgenossen ein Confucius, ein Solon lebte, so würde er ihn nach den Grundsätzen seiner Religion lieben und bewundern dürfen, ohne auf den lächerlichen Gedanken zu kommen, ihn bekehren zu wollen. Ueber die Lehren wollte er sich mit ihm bald verstehen, und ob er glaube, ob ein solcher Mann selig werden könne? „O mich dünkt, wer in diesem Leben die Menschen zur Tugend anführt, kann in jenem nicht verdammt werden, und ich habe kein ehrwürdiges Collegium zu fürchten, das mich dieser Meinung halber, wie die Sorbonne den rechtschaffenen Marmontel, in Anspruch nehmen könnte." Er erzählt dann dem Manne Gottes in Zürich, daß seine Nation dem aufgeklärten Zustande in Preußen einiges zu danken habe. Es würde demnach undankbar sein, hätte ein Jude in Preußen das Gelüst, die Religion der Majorität im Lande widerlegen zu wollen, davon abgesehen, ob er es könne. Anderwärts jagte man damals die Juden, wo man sie fand, zur Stadt hinaus. „Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt, verehrungswürdiger Menschenfreund, Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen!" Fünf Jahre nachher schrieb Mendelssohn im Interesse der armen gequälten Juden in der Schweiz an Lavater: „Wie ich höre,

gehet die Obrigkeit, unter welcher sie stehen, eben jetzt damit um, sie noch näher einzuschränken, ihnen das Fortpflanzen und Vermehren, das erste Gebot des Schöpfers an die Menschen, zu verbieten." Er bittet den Priester Christi in Zürich, so viel es ihm möglich sei, sich als Menschenfreund der Sache der armen Creaturen anzunehmen. In einem Briefe an Bonnet bedauerte Mendelssohn, daß die Sache seiner Bekehrung dem müßigen Theil im Publicum zum Zeitvertreib, dem Einfältigen zum Aergerniß, dem Verächter des Wahren und Guten zum boshaften Vergnügen gereiche. „Wenn wir, Sie und ich, die Masse unserer Erkenntniß zergliedern, so werden wir sicherlich in so vielen wichtigen Wahrheiten übereinstimmen, daß meines Erachtens wenig Individua von einer Religion harmonischer denken können. Die wenigen Punkte, die uns etwa noch trennen, können der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes unbeschadet noch Jahrhunderte unerörtert bleiben. Noch sind die Wahrheiten, die wir gemeinschaftlich erkennen, nicht ausgebreitet genug, daß wir der guten Sache von der Erörterung dieser streitigen Punkte großen Nutzen versprechen könnten. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben!"

Hiermit war der Epoche jener Verstandesaufklärung das Wort gesprochen, die sich jedoch bald als eine exclusive, d. h. als eine solche erwies, an der sich die Masse der Nation nicht betheiligt sah, die mithin als nicht volksthümlich be-

zeichnet werden muß. In Preußen folgte jener rationellen Richtung, die unter dem französisch gebildeten König vergeblich im Volke Fuß zu fassen suchte, eine um so stärkere Reaction. Auf geistigem Grund und Boden rief sie in Deutschland, nach einer ästhetischen Sturm- und Drangperiode, jene große kosmopolitische Litteratur hervor, mit der wir uns allerdings in der Reihe der Nationen eine geistige Existenz eroberten, in deren Idealismus uns aber, als der Bau der Welt zu Ende des Jahrhunderts aus seinen Fugen trat, jede nationale Haltung unmöglich blieb. Der Begriff einer Weltlitteratur blieb Chimäre, der Begriff des Weltbürgers ein leerer, ein unmächtiger, sobald der Sturm der Völkergeschichte uns durchschüttelte. Seitdem hat die Bildung sich auf die Kraft des Volkes stützen gelernt, sich als eine nationale zu begreifen angefangen; sie hat ebenso das Bewußtsein gewonnen, daß sie nicht außerhalb des Christenthums, sondern wesentlich in und mit demselben ihren Fortschritt zu gestalten habe. Jene angeblich vernünftige Aufklärung unter dem preußischen Friedrich, die schließlich auf eine lediglich Berliner Aufklärung einschrumpfte, war — von ihren unnationalen Ausgangspunkten abgesehen — auch in ihren Folgen so undeutsch, daß sie für die großen Reformen Kaiser Josephs, der in kirchlicher und staatlicher Beziehung Deutschland mit neuem Geiste zusammenzufassen versuchte, nur Spott und Hohn oder jene kalte Gleichgültigkeit, jenes Phlegma hervorzurufen wußte, die wir als das schlimmste Erbtheil unseres Naturells kennen. In religiöser Beziehung hielt sich diese Aufklärung

des vorigen Jahrhunderts in ihrem Dünkel für so sicher, daß sie das Christenthum bezwungen glaubte, indem sie es ignorirte. Der Lauf unserer Entwickelung hat sich mit dem Bedürfniß der Völker als ein ganz anderer herausgestellt.

Was den Hauptpunkt in der Streitsache zwischen Mendelssohn und Lavater, den Kern einer Debatte zwischen Judenthum und Christenthum betrifft, so hat ihn Mendelssohn in seiner äußerlich bedrängten Stellung nur leise bei Seite geschoben, nicht erledigt. Ich zweifle freilich, ob Mendelssohn, auch wenn er nicht persönlich bestürmt wurde, den Nerv der Sache von freien Stücken besser erfaßt hätte. Nicht weil er Jude, sondern weil er Rationalist jener Zeit war, konnte er den eigentlichen Lebenspunkt des Christenthums nicht verstehen. War ihm der Stifter des Christenthums nur jener sittlich ausgezeichnete Mann, dem er seine Achtung bezeigen durfte, ohne sich weiter um dessen geheimen Zusammenhang mit der Entwickelung der Menschheit zu kümmern, so war ihm diese ganze europäische Entwickelung, die sich achtzehn Jahrhunderte hindurch wesentlich als eine vom Christenthum bestimmte ergab, eine rein zufällige. Konnte sich die Aufklärung des Mendelssohn'schen Zeitalters, die sich der christlichen Ueberlieferung enthob, als ein schließliches Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Geschlechts ansehen, so war damit dies Christenthum, dessen die Bildung nun endlich los wurde, mindestens als überflüssig erklärt. Das aber hieße wieder die Menschheit in ihren Kämpfen, Aengsten und Wehen im Stiche lassen. Dazu

kommt, daß Mendelssohn's Achtung vor der menschlichen Person Christi sich an eine Bedingung knüpfte, deren Stellung ein gänzliches Mißverständniß dessen bekundet, was den Kern des Christenthums ausmacht. Mendelssohn äußerte in der Berliner Zusammenkunft mit Lavater, wie sehr gern er bereit wäre, die Person Christi anzuerkennen, hätte sich dieser Jesus von Nazareth „nicht die Ehre der Anbetung, die dem einigen Jehovah gebühre, angemaßt.“ Abgesehen von dieser Verdrehung der Sache in der Bezeichnung einer Anmaßung, die von der ruhig und still in sich gehaltenen Natur des persönlichen Christus weit ablag, so ist gerade das, was jenen Jesus von Nazareth zu einem Christus macht, in seiner Entdeckung zu suchen, der Gott sei nicht blos Herr des Himmels und der Erde, er wettere nicht draußen in den Elementen umher, er sei nicht blos der große Jenseitige, der von weiter Ferne her die Geschicke der Völker regiert. Die Entdeckung, daß Gott auch der diesseitige, uns nahe, täglich fühlbare Geist, die Entdeckung des Göttlichen im Menschen macht das Christenthum erst zu dem, was es ist. Daß die Menschheit Jahrhunderte lang aus Mißverständniß dieser Offenbarung gegen ihr eigen Fleisch und Blut gewüthet, hebt diese Offenbarung nicht auf. Mendelssohn hat namentlich in seinen brieflichen Erläuterungen an den Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel, der ihm geradezu die Frage vorlegte: warum ein Weltweiser, wenn er als Jude geboren, das Neue Testament verwerfen könne, redlich und ehrlich bewiesen, wie wenig sein rationales Zeitalter bei dem quälenden Reiz

nach dem Unsichtbaren, selbst bei der Sehnsucht nach Unsterblichkeit im Stande war, den Kernpunkt des Christenthums zu begreifen.*)

Seitdem Mendelssohn durch Lavater so gewaltsam mit seiner Person in die Oeffentlichkeit gedrängt worden, ward er scheuer und hielt sich stiller. Es fehlte ihm nicht an gutem Humor, um schlecht geführte Stöße zu pariren, aber er wagte selbst keinen Ausfall mehr. Einen unwirschen Stürmer, der sich in die Bekehrungsstreitigkeit mischte, und ihn öffentlich aufforderte, seine Ueberzeugungen öffentlich zu beschwören, verwies er lächelnd auf die Thatsache, wie wenig Gültigkeit damals vor Gericht ein Judeneid habe. Nicht selten witterte er auch Verrath und fürchtete eine Falle, die man ihm legen könne. Durch einen hochgestellten Berliner Beamten erhielt er von einem anonymen Manne von Stand einen Entwurf, wie die Juden in Europa zu politischer Gültigkeit gelangen könnten. Er dankte diesem Menschenfreunde und machte die

*) Der verstorbene Dr. B. Beer erklärte sich in seiner Uebersetzung der Schrift von Salomo Munk: La philosophie des Juifs gegen diese meine Auffassung von Mendelssohn's Verhältniß zum Inhalt des Christenthums. Mendelssohn's Aeußerung, die Secte der Unitarier sei es unter allen christlichen Bekennern, mit der sich der aufgeklärte Jude allenfalls verständigen könne, sei die Angabe des äußersten Grenzpunktes, bis zu welchem der gewissenhafte Jude dem Christen entgegenzukommen allenfalls im Stande wäre. Dies „Allenfalls“ giebt der Sache einen Anstrich des Handelns und Marktens. Kernpunkt des Christenthums ist der Begriff der Sohnschaft Gottes, die Entdeckung der Kindschaft des Menschen zu Gott, die Immanenz Gottes in der Weltgeschichte.

Gegenvorstellung, wie er fürchte, seine Glaubensgenossen hätten ohne ihre Schuld durch den Druck, unter dem sie seit Jahrhunderten gelebt, allen geistigen Schwung, selbst den natürlichen Trieb zur Freiheit, eingebüßt. Dabei war er jedoch, trotz seiner Kränklichkeit und während die Hälfte jedes Tages seinem Comptoirgeschäft angehörte, unausgesetzt thätig, im Einzelnen und Kleinen das Licht seiner Ueberzeugungen in Kunst und Wissenschaft wirksam zu machen. Seine Kritiken und Aufsätze, meistens Beiträge zu den „Briefen die neueste Litteratur betreffend" und zur Berliner Monatsschrift, füllen in der Sammlung seiner Schriften zwei starke Bände. Der gefällige Scherz, die humane Freundlichkeit geht hier mit getreuer Sorgsalt, mit gewissenhafter Treue Hand in Hand. Eine Auswahl davon würde uns eine kleine Reihe von Musterstücken deutscher Prosa aus einer Zeit liefern, wo der ältere Theil der Nation noch in barbarischem Deutsch auftrat, die jüngeren erst in kolossaler Ungebärdigkeit einen neuen Anlauf nahmen.

Von ganz besonderem Segen ward Mendelssohns Thätigkeit in sprachlicher Hinsicht für seine Glaubensbrüder. Er übersetzte ihnen die fünf Bücher Moses und ließ diese Uebertragung zunächst mit hebräischen Lettern drucken, um ihr in den jüdischen Schulen Eingang zu verschaffen. Seine Uebersetzung der Psalmen hatte eben auch nur den Zweck und das Verdienst, den Jargon seiner Genossen auszurotten. Widerspruch, Haß und Verfolgung ward dafür sein Theil; die Oberrabbiner von Hamburg und Fürth belegten alle Die mit

dem Bann, die seine Bücher läsen. Sein Zweck ward aber erreicht: die Talmudschulen wurden leer, die jüdische Jugend entwickelte sich deutsch, das Judenthum begann mit der Sprache zugleich deutscher Bildung und Gesittung entgegenzureifen. Mendelssohn wurde von den Redactoren des Allgemeinen Landrechts in Preußen bei Abfassung der Judenordnung zu Rathe gezogen; Dohm's Schrift über die bürliche Verbesserung der Juden erschien Hand in Hand mit den Ansichten über Anerkennung der Gewissensfreiheit, wie sie Mendelssohn als erste Bedingung eines sittlich geordneten Staates forderte und in seinem Werke „Jerusalem“ öffentlich niederlegte. Es war im Jahr 1783, als Kant dies Buch „die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform in der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft“ nannte. „Sie haben, schrieb ihm Kant, die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit für jede Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigt und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen belästigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht.“

Dies war derselbe „alles zermalmende“ Kant, wie ihn Mendelssohn, mit dem Eingeständniß, ihn nicht recht zu verstehen, in seinen „Morgenstunden“ nannte. Dies berühmte

Buch erschien zuerst im Jahre 1785. Mendelssohn, bereits von dem abgewendet, was deutsche Speculation mit neuem, gewaltigen Impuls bewegte, faßte schließlich die Summe seines Wissens in diesen Betrachtungen über Gott und göttliche Weltordnung zusammen. Diese Unterhaltungen waren aus den wirklichen Morgenstunden hervorgegangen, die er seinem Sohne und einigen andern jungen Männern widmete, um ihnen eine philosophische Propädeutik zu geben. Mendelssohn war mit sich und seiner Welt fertig. Er fühlte, daß seine Beweisführungen, noch immer zum Theil mit einem leisen Geruche aus der alten Wolff'schen Schule behaftet, nicht mehr ausreichten, um mit Kant Schritt zu halten. Ihm hatte die Philosophie des Wahrscheinlichen, die Philosophie der mathemathischen Evidenz und indirecten Beweise zeitlebens genügt. Aus Sophistik und Schwulst, wie sie der alten Schule ehedem eigen, hatte er sich schon in seiner Jugend glücklich gerettet. Sein ethischer Mensch mit der attischen Eleganz des Geistes hatte Anmuth und liebenswürdige Einfachheit in die metaphysischen Untersuchungen gebracht, in denen sonst abstruse Barbarei und der Dünkel der mathematischen Rechthaberei geherrscht. Des Wissens war genug in der Welt nach Mendelssohns Meinung; er verlangte Früchte fürs Leben. Die Philosophie sollte jetzt den Verkehr der Menschen unter einander befruchten, Familie, Gesellschaft, Staat sollten den Genuß haben von den Ergebnissen dessen, was die Philosophie über Gott und Welt als muthmaßlich ausgedacht. Es war noch wenig erreicht, um das Dasein erträglich zu

machen, und dies Wenige war in Deutschland noch täglich bedroht. Mit diesem Gefühl der Ueberzeugung: die Summe des Wissens müsse jetzt praktisch anwendbar werden und der wirklichen Welt zu gute kommen, schloß Mendelssohn ab mit sich und der Zeit. Er war unter den Philosophen des alten Schlages der Sokrates, d. h., der seine Lehre praktisch bethätigende Mensch geworden, und zugleich der Künstler in der Darstellung. Deutsche Speculation aber, der Verwirklichung ihres Wissens für Gesellschaft und Staat abhold, bohrte immer wieder von neuem nach den Wurzeln des geheimnißvollen Geistes. Sie hob mit Kant ihre neue Revolution im Reich der Abstraction an. Deutschland verstand ihn nicht, ignorirte ihn zehn Jahre lang. Endlich begriff man erst, daß es sich, während man sich schon auf die praktischen Dinge dieser Welt wandte, um einen ganz neuen weltfremden Anlauf im Bereich deutscher Wissenschaft handelte. Kant untersuchte erst die Mittel, eh' er an den Zweck ging. Er fand sie unzureichend und zerstörte sie. Somit befreite er erst die Philosophie von der Sklaverei der alten Begriffsbestimmungen, mit denen man zu Felde gezogen war, ohne sie als Waffen geprüft zu haben. „Kant's Tiefsinn, sagte Mendelssohn am Abend seines Lebens, wird hoffentlich mit demselben Geiste wieder aufbauen, mit dem er niedergerissen hat."

In den „Morgenstunden" finden wir auch Mendelssohn's Versuche, den Spinozismus zu widerlegen und zu läutern. Er war Leibnitzianer, insofern er sich zu dem Glau-

ben an eine vorherbestimmte vollkommene Welt bekannte. Aber er fühlte sehr wohl, daß dieser Vollkommenheit von Leibnitz gar kein zeitlicher Anfang gegeben sei, noch weniger die Begriffe des Fortschrittes, der Entwickelung und der Unendlichkeit sich damit verbinden ließen. Spinoza's schwindelnde Tiefe reizte ihn; er hätte gern Leibnitz mit Spinoza ausgeglichen. Daß die Seele nichts als der sich denkende Körper, der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele, daß Intensität und Extensität zusammenfallen, Gott und Welt in ein großes Eins sich zusammenfassen sollten: das erschien ihm freilich ungeheuerlich. Er hatte gegen die französische Frivolität geeifert, wonach die Seele nichts als eine Modification der Materie; er sträubte sich jetzt mit gleich gutem Rechte, daß der Mensch und alle Natur nur eine Modification des Unendlichen sein solle. Es kam ihn ein Schauder an, wenn er bedachte, daß in diesem Abgrund von Nothwendigkeiten weder Gott noch Mensch ihre Freiheit fänden. Und dieser Spinozismus galt in damaliger Zeit mit allen seinen Schrecknissen für so verrucht, daß, wer ihn theilte, als Pantheist, als Atheist gebrandmarkt wurde. Friedrich Heinrich Jacobi machte schließlich an Lessing diese Entdeckung. Lessing habe ihm in einer persönlichen Besprechung unumwunden gestanden, wenn er sich durchaus zu etwas bekennen solle, so sei's zum Spinozismus. Der Streit begann zwei Jahre nach Lessings Tode, schon 1783. Mendelssohn war erschrocken; er setzte dem verewigten Freunde, seinen Verdiensten um Licht und Tagwerdung in einer dunkeln Welt, in den

„Morgenstunden“ ein schönes Denkmal. Er sprach dort von einem geläuterten Spinozismus, den zu construiren freilich seine Kraft nicht ausreichte. Der Streit ward immer heftiger; der Fanatismus der kirchlichen Orthodoxie erwachte. Mendelssohn wußte, was es hieß, um eines Glaubensartikels willen bürgerlich für ehrlos erklärt zu werden. Jacobi schrieb sein stürmisches Buch „über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn.“ Hier wurden Pantheist und Gottesleugner gleichzeitig an den Pranger gestellt. Da galt es eine Ehrenrettung Lessings! Mendelssohn, krank und zitternd, schrieb sie mit einer Hast, als stände der Tod hinter ihm. „Mendelssohn an die Freunde Lessings“ war seine letzte Arbeit. In heißer Eile trug er sie selbst zum Buchhändler, die kalte Winterluft befiel ihn tödtlich; wenige Tage nachher war er todt. Die Ehrenrettung des Freundes erschien erst nach Mendelssohns Tode, der am 4. Januar 1786 erfolgte. Engel, Moritz, Friedländer, Marcus Herz umstanden seine Leiche; Lessings Büste, das Palladium seiner Häuslichkeit, blickte auf den Todten hernieder. Das aufgeklärte Berlin verlor an ihm seinen edelsten Vertreter, das Judenthum seinen Reformator, mit dem es anfing deutsch zu werden.

IV.

Kant.

IV.

Kant.

Der Philosoph der deutschen Aufklärungszeit hat äußerlich fast in einem Winkel ein Stillleben geführt und doch beinahe andauernder als der König und als der Dichter der deutschen Aufklärung unsere geistige Welt in Aufregung gesetzt. Der Staat Friedrich des Großen ging in Trümmer, Litteratur und Kunst fielen ab von Lessings Principien, und an Kants Widerlegung oder Ergänzung arbeitete das neue Jahrhundert noch unausgesetzt bis in unsere Tage, selbst nachdem Hegels System die Kritik der reinen Vernunft überwunden, ihre Fragen beantwortet, ihre Postulate erfüllt und erledigt zu haben schien. Ist etwa die deutsche Kathederweisheit dauernder noch als was wir staatlich und im Gebiet der Künste schufen? Dann säße am Ende unserer Tage allein nur der abstracte Philosoph auf den Trümmern der germanischen Welt, ein deutscher Jeremias, der an den Wassern Babylons die Welt, wie sie hätte sein sollen, in stillen Gedanken zusammenbaut!

Der Philosoph ist der moderne Mönch. Er sucht die Welle des Blutes in sich zu beschwichtigen, um dann, wie

er wähnt von Sinnestäuschungen unbeirrt, was hinter den Erscheinungen liegt, das Ding-an-sich, zu begreifen. Die Philosophie beginnt bekanntlich damit, an allem zu zweifeln, gleichviel ob es in die Sinne fällt oder der Glaube der Menschen es überliefert. Er nennt dies das Element des „reinen" Denkens und in seiner Unerschütterlichkeit liegt eine Weltentsagung. Damit ihm innerlich ein Licht aufgehe, schließt er die Augen, um sich nicht von der äußern Sonne blenden zu lassen. Er würde als Mensch verhungern, wenn glücklicher Weise nicht Thier genug in ihm wäre, um Speise zu sich zu nehmen, bevor er deren Stoff und Zusammensetzung chemisch geprüft und begriffen. Sowie es Politiker giebt, die unfähig sind einen Staat zu schaffen, weil sie den besten Staat erzielen, so ist der Philosoph ein Lebenskünstler, der das Leben nicht eher beginnen will bis er dessen Form und Inhalt kennt, sich nicht eher zu Tisch setzt, als bis er alle die Vorbedingungen durchschaut hat, die eine Besetzung der Tafel fordert. Kant ist der Urphilosoph der Deutschen. Seine Philosophie besteht in der Untersuchung, ob es möglich sei zu philosophiren. Er fand, daß es möglich sei, aber daß es zu nichts führe. Denken, fand er, sei nicht blos heilsam, sondern sogar nothwendig; aber das Ziel des Denkens sei ein Vacuum, das Ding-an-sich sei nicht erkennbar; denken könne der Mensch, aber nicht erkennen. Bevor man zu denken unternehme, müsse man seine Befähigung dazu prüfen, die Untersuchung der Instrumente des Denkens müsse allem Denken zuvorgehen. So naiv war der forschende Tiefsinn

Kants. Als ob es nicht schon denken wäre, wenn man es bedenkt, denken zu wollen und zu müssen!

Mit dieser Skeptik war dem Zeitalter gedient, denn es that noth, den bisherigen Dogmatismus zu stürzen der Alles in Formeln beweisen zu können gemeint; es that noth, die Tenne zu fegen, wo bisher leeres Stroh gedroschen war; aber es war schlimm, daß schließlich beim bessern Dreschen das Korn doch ausblieb, um Brot des Lebens zu erzielen, so gut auch Kants Tenne war und so gründlich die Art seines Dreschens. Es war heilsam und nothwendig, tabula rasa zu machen und aufzuräumen, aber es war schlimm, einzugestehen, daß die Tafel leer bleiben müsse, weil die ächten und wahren Stoffe zur Besetzung der Tafel unerreichbar seien. Mit athletischem Hunger setzten sich die denkenden Menschen des Jahrhunderts der Aufklärung zu Tische und verzichteten mit der Kraft eines Herkules darauf, sich am Absoluten zu sättigen. Mit einer Energie der Titanen, die den Himmel stürmen, zogen sie aus, die Wahrheit zu erobern, und fanden, daß die Wahrheit gar nicht zu erobern, sie selbst aber nur jene Kriegsknechte seien, die mit Stangen und Spießen auszogen, um den Herrn zu fangen.

Die Berkeley'sche Philosophie war die erste, die an unserem Auge nachwies, daß wir mit unserer Sehkraft nicht eigentlich die Dinge selbst erfassen, sondern vielmehr nur deren Spiegelbild auf der Netzhaut unseres Sehorgans. Nach Locke läßt sich gar nicht über die Dinge, nur über unsere Vorstellungen von den Dingen streiten; die Beschränktheit

unserer Organe lege uns Fesseln an. Auf diesem Boden der schottischen Skepsis jener Hume und Hobbes faßte Kant, seiner Familienabkunft nach selber ein Schotte, Fuß, um in seiner „Kritik der reinen Vernunft" nachzuweisen, daß unsere Instrumente des Denkens wohl zum Denken, aber nicht zum Erkennen ausreichten, das Ding-an-sich nicht erkennbar, das Absolute nicht meßbar, Gott ein uns ewig fernes, ewig unbegreifliches Jenseit sei. Bei dieser fast verzweifelnden Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens blieb aber doch der deutsche Trieb speculativer Forschung, der Faustische Drang nach Erkenntniß der Höhen und Tiefen des Lebens unerschöpflich, unermüdlich, und um so bewunderungswürdiger.

Bis zu dieser Negation, bis zu diesem Bankerott im Ergebniß: Ich weiß daß ich nichts weiß, reicht wenigstens die Kant'sche Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft, deren erste und ursprüngliche Gestalt in der Ausgabe von 1781 erschien. Widerlegt aber war damit weniger der Inhalt und die positive Wahrheit des thatsächlichen Lebens als vielmehr die Vergangenheit aller Philosophien bis dahin. Widerlegt war damit der orthodoxe Buchstabenglaube der Theologen, widerlegt der Wolff'sche Dogmaticismus, der beweisen wollte, daß er Alles beweisen könne. Angezweifelt war damit Cartesius, der mein Dasein nur sofern ich es denke setzte: Cogito, ergo sum. Widerlegt schien damit auch Spinoza, der Alles sub specie aeterni sah, Geist und Natur nicht zu trennen wußte und die Unterschiede nur für Schein

nahm, so daß ihm bei aller Tiefe Gott und Welt doch nur wie ein absoluter Urbrei, ein Chaos erschien, wofür das Wort der Schöpfung und der Erlösung ausblieb. Geleugnet war auch Mallebranche, der tiefste und liebenswürdigste unter den französischen Philosophen, mit seiner Lehre: Wir sind, was wir sind, in Gott, wir leben und weben, und also fühlen und denken wir auch in ihm. Geleugnet, wenn auch nicht beseitigt war mit Kants Kritik der reinen Vernunft auch aller Sinn und Gehalt des offenbarten Christenthums, weil der Verstand, der von Gottes Wesen nichts wissen wollte, auch von seinen Mythen und Symbolen nichts verstehen konnte. Die Kritik dieser reinen Vernunft war nichts als die Kritik des leeren Verstandes, der sich im zähen Eigensinn seiner Alles durchbohrenden Rechthaberei um allen Inhalt bringt, und bei all seiner Thätigkeit, Endliches an Endliches zu knüpfen und Sandkorn auf Sandkorn zu häufen, die Totalität einer Welt doch nicht zusammenbringt. Gleich der ihr nachfolgenden politischen Revolution, die eben so sehr die Mission einer Weltbefreiung auf ihr Gorgonenschild setzte, um alle Entartung, alle Mißbräuche und Sünden der Vergangenheit mit Einem Schlage niederzuschmettern, sah sich die Kant'sche Philosophie bei aller Ruhe, bei aller verhaltenen Kraft und Bescheidenheit, die ihr eigen, in ihren Wirkungen wie in ihren Endergebnissen vor einer tabula rasa angelangt, und um Zeugungskraft verlegen, doch genöthigt, die alten Elemente Stück für Stück wieder neu zu erfinden, wie Robespierre sich genöthigt sah, den alten abgeschafften Gott mit Decret

wiedereinzusetzen. Jeder große, weltgeschichtliche Reinigungsact einer Revolution hat seine positive Berechtigung, aber doch nur negative Ergebnisse. Die Reaction folgt dem Umsturz auf dem Fuße und die alten vertriebenen Götter, soweit sie thatsächliche Elemente des Lebens vertreten, kehren zurück, so wahr es auch sein mag, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung stets drei Schritte vorwärts thue, um zwei zurückzumachen. Kant wartete nicht erst auf die ihm nachfolgende Reaction der Naturphilosophie Schellings, der trunken im Anschaun der Naturkraft in ihr den verlornen Gott zu finden meinte; Kant war bei aller seiner Klarheit doch tief genug, um aus eigenem Antrieb zu reagiren. Das Herz in ihm erlaubte ihm nicht, den Verstand in Negationen triumphiren, die Skepsis auf dem Trümmerhaufen der umgestürzten Säulen schwelgen zu lassen. Was ihm unbeweisbar blieb, danach blieb doch noch in der Seele das drängende Bedürfniß; was der Kopf nicht erklären konnte, dafür sprach doch noch sehnsuchtsvoll eine Stimme im Gefühl und im Gewissen. Das Gewissen, dieser Instinct unseres Zusammenhangs mit dem geistigen und göttlichen Wesen, war ihm so viel werth als alle Zuversicht des Verstandes auf die mathematische Richtigkeit seiner Beweise. Auf starke Charakterkraft ging sein ganzes Wesen, die Zurechnungsfähigkeit des Menschen für sich, sein Fühlen und Thun gab er nie auf, mithin blieb er aller bequemen Lehre von der Erlösbarkeit durch fremdes Verdienst und Blut sehr fern. Aber er konnte mit der Verzweiflung die Philosophie nicht enden lassen, das

Nichts nicht festhalten beim Deficit seiner Rechnung und beim Bankerott der Verstandeskräfte, das Absolute zu fassen und zu finden. Kant schrieb acht Jahre nach seiner Kritik der reinen Vernunft seine Kritik der praktischen Vernunft, zwei Jahre nach dieser seine Kritik der Urtheilskraft. Ein langes, studienreiches, arbeitsvolles Leben lag zwischen alledem; er hatte den Himmel und die Erde, die physische Geographie und die Dynamik der Kräfte, die Entwicklung der Völker und der Individuen erforscht, und wenn er weder im Himmel noch auf Erden Gott in seiner wahren Gestalt gefunden, so hatte er doch überall Spuren von ihm entdeckt, überall ein Ringen und Sehnen nach dem Absoluten, in der Menschenbrust aber ein entschiedenes Bedürfniß danach entdeckt. Das Geschlecht braucht einen Gott, deshalb gab Kant ein Dasein Gottes zu. Die Lehre von der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele hatte er aus aller Metaphysik hinausgetrieben, um ihr auf dem Boden der Moral desto bereitwilliger eine Hinterthür zu öffnen. War es in der That das Mitleid mit der Erbärmlichkeit der Creatur, was ihn trieb, ihr die Krücke des Glaubens an einen Gott zu gestatten? — Heine, der Spötter, sagte, nur um Lampe's willen habe Kant einen Gott wiedereingesetzt und zugelassen. Wenn nämlich der „schöne Magister" auf dem nach ihm in Königsberg benannten Philosophendamm seine Nachmittagspromenade hielt, regelmäßig und prompt wie sein ganzes Junggesellenleben war, dann wandelte sein Diener Lampe dicht hinter ihm her, den Regenschirm in der Hand, der

Magister selbst sehr schmuck und elegant, mit Manschetten und gekräuseltem Haartoupé, der Diener aber etwas schäbig und kahl, wenn auch rein gebürstet wie sein Herr. Es war damals noch Luxus, spazierenzugehen. Der Magister konnte diesen Luxus sich gestatten; Lampe aber hatte Weib und Kinder zu Hause und der karge Lohn erlaubte ihm nicht solchen Müßiggang. Somit sah er trübselig drein, während sein Herr, immer heiter und lächelnd, sich selbst genug und ohne Sorge für Weib und Kinder daheim, im regelrechten Selbstbewußtsein seiner reinen Vernunft nie eines Trostes bedurfte. Lampe aber war unglücklich und sorgenvoll, auch nicht ganz rein in seinem Gewissen; vielleicht auch gepeinigt von einer heimlichen Leidenschaft. Die von Leibnitz gesetzte prästabilirte Harmonie, der von Ewigkeit her beschlossene Zusammentact von innerem Glück und äußerem Schicksal, fehlte dem Lampe. Lampe brauchte Etwas, das die Lücken der Welt bei ihm füllte, und wenn ein alter Philosoph in Griechenland des Glaubens war, in den Poren der Welt säßen die Götter, so brauchte Lampe einen Gott, ein Wesen, das jenseits wenigstens die Lücken des Erdenlebens stopfte und vergalt. Um der Erbärmlichkeit dieses irdischen Lebens und dieser Creatur willen beschloß Kant die Existenz eines Gottes anzunehmen, ob er sie schon nicht beweisen konnte.

Ich führte Heine's Scherz nur aus, um ihn in dieser Fassung innerlich zu begründen. Denn der absurde Fall von der Wiedereinsetzung Gottes durch Kant hat auch seinen schweren Ernst. Selbst Herder, doch wahrlich kein Spötter,

hat die nachträgliche Zulassung Gottes in Kants Philosophie sehr bitter gerügt. Herder, der zwei Jahre lang (1762 bis 1764) in Königsberg studierte, dreißig Jahre später in den Briefen zur Beförderung der Humanität so voll ist von des großen Lehrers akademischer Wirksamkeit, war doch entschieden wegwerfend der Meinung, nach Kants Begriffen sei Gott nichts als ein bloßer „Nothnagel“ im Leben der Menschen und in der Weltgeschichte der Völker. — Von zeitgenössischen Männern in Königsberg selbst waren Hippel und Scheffner entschiedene Anhänger Kants; Hamann, der seltsame Magus des Nordens, der dürftige Acciseeinnehmer und Zollschreiber, war sein entschiedener Antipode. Er war dem berühmten Magister zu Dank verpflichtet um seiner Stelle willen, die ihn kümmerlich nährte, nachdem er in Saus und Braus leidenschaftlicher Wildheit seine Jugend in London vergeudet. Kant hörte nie auf, mit ihm in Freundschaft zu verkehren, er fühlte die Nothwendigkeit eines diametralen Gegensatzes in diesem Jakob-Böhme-redivivus, der am Urbronnen einer Offenbarung, die uns ohne unser Zuthun gespendet wird, sich seine Nahrung holte, aus einem Quell schöpfte, den seine Visionen und sein mystischer Eifer freilich trübten. Dieser Antipode Kants, vor dem der große Denker der Antinomien einen heimlichen Respect in sich hegte, eiferte, wenn auch unterdrückt und verstohlen, gegen alles mechanische Kritisiren, gegen alle mathematische Evidenz des sogenannten „reinen“ Begreifens, das nur rein ist, weil es sich um allen Inhalt bringt und leer endet. Freilich blieb

Hamanns Polemik gegen die Kritik der reinen Vernunft nur wirksam innerhalb der engen Kreise frommer Theosophen, unmächtig gegen die begeisterten Herolde der Königsberger Philosophie. — Hippel war Kants Famulus und Johannes. In den „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ brachte er sogar vorweg Kantische Sätze und Anschauungen in's Publicum, bevor der Urheber sie durch den Druck veröffentlicht. Man kennt auch den Brief, den Kant an ihn schrieb, als Hippel Bürgermeister der Stadt, Polizeidirector und Aufseher der Stadtgefängnisse war. Kants Haus und Garten, von ihm in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens bewohnt, lag am Schloßgraben, unfern der sogenannten „Schützerei“, dem Criminalgefängniß. Die laute Morgenandacht der Gefangenen störte den großen Denker, der zwar Gott nicht beweisen konnte, aber doch über die Unfähigkeit, Gott zu denken, zeitlebens nachdenken mußte. Kant beklagte sich beim Bürgermeister von Hippel über die „stentorische Andacht der Heuchler im Gefängniß“ und bat „diesem Unwesen“ abzuhelfen. Deren „Seelenheil“ würde nicht „Gefahr laufen“, wenn sie ihre Stimme beim Singen mäßigten, „bei zugemachten Fenstern“ und „auch dann nicht aus allen Kräften schreiend.“ Das Zeugniß des Wärters, „um das es ihnen wohl eigentlich zu thun scheine, als ob sie gottesfürchtige Leute wären,“ könnten sie ja dessenungeachtet bekommen! — Friedrich der Große, der König der Aufklärung, ging bekanntlich noch einen Schritt weiter als der Philosoph der Aufklärung. Er konnte christliche Andacht nicht leiden,

ließ es erst im tiefen Unglück gegen Ende des siebenjährigen Krieges stillschweigend zu, wenn die Regimenter nach vollbrachtem Thun und gelungenem Sieg: „Nun danket Alle Gott!“ anstimmten, und entblödete sich später nicht, eigenhändig, bei Gelegenheit der Gesangbuchsreform die Cabinetsnote zu schreiben gegen Paul Gerhards Lied: Nun ruhen alle Wälder und „anderes dumme Zeug“.

Mit Friedrich hatte Kant die Autonomie des Subjects gemein. Königthum und Philosophie vollzogen gemeinsam die Atomistik des Einzelwesens. Das sich für frei haltende Ich des denkenden Menschen warf allem von außen und von der Ueberlieferung Gebotenen den Fehdehandschuh hin. Zu diesem Act der Autokratie seiner selber gehörte Kraft, und starke Menschen, gewappnete Männer erwuchsen aus dieser Saat von Drachenzähnen. Aber sie standen plötzlich stille wie in eine Sackgasse verrannt, und wo nicht sie selbst, so doch die Folgerungen ihres Denkens führten nothgedrungen zu dem Entschluß, Kehrt zu machen. So blieb ihre Arbeit Stückwerk, zwischen ihrem Beginnen und Vollenden ergab sich der große, noch nicht gesühnte Bruch, die große, noch unausgefüllte Kluft in der Entwicklung unsrer Nation. Sowenig Friedrich bei aller freien Gesinnung seiner Aufklärung den freien Staat schaffen konnte, sowenig brachte die kühne Kraft der „reinen Vernunft“ ein System des Denkens zum Abschluß. Dieser Kraft und dieser Kühnheit fehlte nicht die Macht, das Jahrhundert in Aufregung, alle Elemente in Spannung

zu setzen, wohl aber der Segen und das Glück des Gedeihens, mit dem die große Erbschaft anzutreten war.

Wenn an Allem zu zweifeln der wahre Anfang alles Philosophirens ist, das Ziel aber, vor und in dem Licht der Vernunft Alles zu begreifen und begreiflich zu finden, dann ist den Deutschen in Kant und Hegel Anfang und Abschluß ihrer großen philosophischen Lehrzeit gegeben und im Kreislauf beendet. Kants Tiefe beruht in dem unerbittlich zähen Abstractionsproceß, in dem halsstarrigen Trennen der Anschauungen von den Dingen, von denen wir eben nur die Erscheinungen abstrahiren, in dem eigensinnigen und gewaltsamen Entfremden unserer Begriffe von unseren sinnlichen oder blos empfundenen Eindrücken, um sogenannte reine Anschauungen und reine Begriffe zu erhalten. Als ob nicht der Begriff des Dings dessen innerstes Wesen wäre! Als ob ein Ding, bevor es in die Erscheinung trat, nicht erst gedacht werden mußte! Nicht von einem Subject beliebiger und zufälliger Einzelnheit, sondern vom Urwesen, das schöpferisch nur ausführte was es gedacht, sowie es symbolisch heißt: Gott sprach und es ward, sein Sprechen aber sein Denken war. Und unter dem Destillirkolben der Kant'schen reinen Vernunft wurde die Essenz, nach der das Jahrhundert verlangte, immer auf- und abgeklärter, ein immer dünnerer, sich verflüchtigender Aether. Der tiefste Irrthum dieser Philosophie war eine Vorwegannahme, ein Vorurtheil, während doch ihre Mission darin bestand, den Wahn des Jahrhunderts und die gesammten Vorurtheile der Menschheit in Vergan-

genheit und Gegenwart zu stürzen. Das Grundvorurtheil dieser Alles ur-theilenden Kritik war die Annahme, die Wahrheit stecke hinter der Erscheinung verborgen, das Absolute hinter der Form der Welt. Diese Gebrochenheit zwischen einer inneren und äußeren Welt war und ist seit dem Zerfall unserer Nation unser tiefstes Gebrechen, ein Gebrechen, das mit uns keine andere theilt. Kant machte daraus ein System. Als ob die äußere Welt eben deshalb so erbärmlich sein müßte, damit eine innere desto reichern Ersatz zu bieten hätte! Aber gewiß, die äußere Erscheinung eines Dings ist just nur so erbärmlich als sein inneres Wesen, sein Inhalt, ohnmächtig und unfähig ist, seine Existenz darzuthun. Wäre sein Inneres bedeutender, so würde es auch Kraft haben, anders und besser in die Erscheinung zu treten. Was Goethe von der Natur sagt, gilt wahrlich für jeglich Ding, auch für Gott und Welt: „Natur ist weder Kern noch Schaale, Natur ist beides mit Einem Male, doch sieh nur Du zu allermeist, ob Du Kern oder Schaale sei'st!"

Die erste Täuschung (das πρῶτον ψεῦδος) der Kant'schen Philosophie lag da, wo das staunende Jahrhundert zugleich die größte Bewunderung fühlte über Neuheit, Keckheit und feste Zuversicht des Forschens. Kant wollte, um das Denken zu beginnen, sich erst die Möglichkeit des Denkens klar machen, bevor er zum Denken käme und an die Objecte des Denkens treten könne, zuvor die Instrumente des Denkens prüfen. Er fand sie unzureichend, die Dinge-an-sich zu erkennen. Als ob es nicht schon Denken wäre, wenn ich die Fähigkeit zum

Denken erwäge! Als ob nicht: sich entschließen, denken zu wollen, schon Denken wäre! Selbst der schiefste und flachste Gedanke, der durch das Gehirn des Menschen fährt, setzt in seinen Bedingungen und Apparaten dazu einen bewunderungswürdigen Proceß der menschlichen Denkkraft voraus. Auch der Zweifel an Gottes Existenz ist eine positive Kraftäußerung des Denkvermögens, das sich, wie der Geist des Bösen, der Teufel, in einer Opposition versucht. Das Böse ist jedenfalls so nothwendig zum Positiven, wie jene englische Partei in einem Schreiben an das Oberhaupt des Staates sich unterzeichnete: Ew. Majestät getreue und unterthänige Opposition. Mein Zweifel an Gott ist nur die Kraft meiner Freiheit, mich aus dem großen Zusammenhang mit ihm zu lösen, leugnet aber nicht die Existenz eines solchen Zusammenhangs, setzt ihn vielmehr voraus. Bleib' ich beim Zweifeln, so bleib' ich im Anfang des Philosophirens, das ja damit beginnt, an Allem zu zweifeln, aber das Philosophiren ist bereits damit eröffnet, steht es auch noch im Abc, und dem Inhalt des Denkens gegenüber. Diesen Inhalt zu Ende zu denken, ist dem Einzelnen nicht gestattet, wohl aber bleibt dies die Aufgabe des Menschengeschlechts und dessen Ziel, sich mit dem großen Dasein, mit seinen Urkräften und Geheimnissen in Eins zu wissen und in Eins zu setzen.

Durch Kant wurde die Theologie aus der Philosophie ganz hinausgewiesen, als sei eine denkende Betrachtung Gottes, sowohl in der Natur als in der Geschichte, sowohl in der Sprache unseres Gewissens als in dem was wir Gottes

Wort und Buch nennen, ein Unding, ein Unsinn. Dabei bleibt es doch rührend, wie Kant, nachdem er in seiner Kritik der reinen Vernunft die Unmöglichkeit einer Erkenntniß des Absoluten glücklich nachzuweisen gewähnt, mithin — unter der jubelnden Zustimmung der nach Aufklärung lechzenden Zeitgenossen — den Bankerott der theoretischen Philosophie verkündigt, auf anderem Boden, in seiner Kritik der praktischen Vernunft, die in der Theorie verlorenen höchsten Güter wieder zu retten sucht. Mit dem Rufe: Ich will! erringt sich bei ihm die Menschheit Alles wieder, was sie im „reinen" Denken eingebüßt, giebt sie alle dem Pardon, was sie im Gefecht unversöhnlich kriegerischer Gegensätze und Antinomien über die Klinge springen ließ. In der Annahme der Allmacht des menschlichen Willens liegt neben der Laune der Willkür doch zugleich die ganze Kraft, Macht und Größe jener Philosophie und jenes Zeitalters, das diese Philosophie und in und mit ihr die starken Charaktere schuf, die wir noch heute wie riesenhafte Gebilde einer Vorwelt, wie antediluvianische Mamuths bewundern. In der Riesenkraft ihres Willens liegt ihre Größe. Ich will einen Gott haben; mithin ist er da, muß er da sein, obschon ich sein Dasein nicht beweisen kann und der Glaube der christlichen Ueberlieferung mir nicht genügt es zu bestätigen! Den überlieferten Glauben nannte Kant asylum ignorantiae, das Asyl der Unwissenheit. Ich finde in mir die Nöthigung, einen Gott anzunehmen, sagt die praktische Vernunft Kants: mithin ist er. Kant übersah nur dabei, daß dann Gottes Dasein und Wesen das Er-

zeugniß meines Willens und Denkens ist. Auch meines Denkens. Denn der moralische Wille des Menschen ist doch wohl auch sein Denken und sein Gedanke, nicht blos sein Empfinden, nicht blos die Entschließung seiner Gefühlskraft. Wenn ich sage: Ich will frei sein, dann ist die Freiheit ein Product meines Willens. Die Völker begannen beim Ablauf des Jahrhunderts das zu empfinden und sich zu sagen, und wurden und werden frei nach Maßgabe der Kraft und Entschließung, die sie zur Autonomie und Autokratie führt. Die Freiheit ist ganz und gar das Product dessen, der frei sein will, denn sie erwächst aus seinem Willen, in seinem Willen ist ihre sich selbst erzeugende Kraft. Das gab Kant vielleicht zu, denn Angesichts des großen französischen Umsturzes bei dessen Beginn erwuchs in seiner großen freien Seele die Ahnung und die Hoffnung, die Menschheit werde, wenn sie die alten Fesseln brach, auch Zeugungskraft zu neuer Gestaltung haben. Allein dem Gottesbewußtsein gegenüber konnte er sich nicht zur Folgerichtigkeit entschließen, einzugestehen, daß, wenn ich einen Gott brauche, ihn haben will, dieser Gott damit das Erzeugniß meines Willens, das Geschöpf meiner Denkkraft ist. Der deutsche Dichter, der diesem Evangelium zujauchzte und es zur Seele seiner Poesie machte, sang dem Jahrhundert, den Völkern und den Einzelwesen zu: „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und sie steigt von ihrem Himmelsthron!“ Was Schiller an der Kant'schen Philosophie reizte, begeisterte und entzündete, war eben die hohe Perspective, die sich der Zeugungskraft unserer

schöpferischen Gedankenthätigkeit damit eröffnete. Besonders in Kants Kritik der Urtheilskraft sah Schiller nicht blos die Freiheit des Ichs, sondern auch den Weltberuf der Menschheit zur Freiheit verkündigt, und seine Poesie schwört gleich sehr auf das Evangelium dieser großen Mission, das Ich, die Völker, die Menschheit all der Fesseln zu entledigen, die ihnen die altersschwere Last verjährten Herkommens im Laufe der Jahrhunderte geschmiedet.

Mit dem: Ich will! tritt aber auch zugleich das: Du sollst! aus der Seele des Menschen heraus. Der kategorische Imperativ Kants stellt nicht blos die Forderung der höchsten Güter, er stellt auch die höchsten Forderungen an das Subject, will es sich dieser höchsten Güter werth machen, denn um ihrer werth zu sein, dazu gehört auch die Fähigkeit, sie zu erringen, ja sie zu schaffen. Seitdem der Feuerglaube der Religion an den Flammen von Scheiterhaufen sich genährt, schien die Religion nicht mehr die reine Fülle des ächt Menschlichen umfassen zu können; das Jahrhundert baute einen neuen, einen allgemeinen freien Menschentempel und nannte ihn Moral; in ihm wurden die großen Tugenden, die höchsten Begriffe, Hoffnungen, Wünsche, Gebote und Forderungen auf ein freies, sicheres Fußgestell gesetzt. Die Postulate mit ihrem: Du sollst! füllten die Paragraphen der neuen Lehre in Ermangelung der rechtskräftigen und evidenten, d. h. mathematisch und buchstäblich richtigen Beweise, an deren Stelle nur Axiome treten. Kants Postulate rufen im Menschen die Sittlichkeit zum Kampfe gegen die

Sinnlichkeit auf, aber sie geben keinen Abschluß der Befriedigung; den ewigen Frieden, den Kant schließlich den Völkern verkündete, verhieß er nicht dem moralischen Einzelwesen, im Gegentheil, er stachelte zu diesem Kampfe die Triebe erst auf, die zum Gehorsam willig sind, erhalten sie ihren stillen Tribut, aber sich aufbäumen, zu wilden, beutegierigen Thieren werden, versagt man ihnen alle Sühnung, alle rechtmäßig und gesetzlich mögliche Befriedigung ihres an sich guten Verlangens. Der Dichter, der seine Jugendgefühle am Heerde und an der Vestaflamme dieser Philosophie genährt, besingt auch hier die Postulate, doch nicht ohne unwirsche Trübung: „Nein, länger will ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht!" Es fehlt der großen Pflichtlehre Kants alle Möglichkeit des Eudämonismus, die Beseligung des Glückes, die Befriedigung einer versöhnenden, in sich selbst sich vollziehenden Genüge. Die antike Welt mit ihrer schönen Harmonie des Innern und Aeußern kannte gar nicht die aufgestachelte Qual dieses Kampfes zwischen Sittengebot und Sinnenbedürfniß; wir nennen Moral, was bei ihnen nur Sitte war, so daß moralisch und sittlich gleichbedeutend, während bei uns Moral und Sitte nicht jederzeit zusammenfällt. Dem Gebote der Sitte aber unterwarf sich in Hellas das Individuum ohne Bedenken und ohne Kampf. Bei uns aber fordert die Moral weit mehr, als was Usus und Sitte ist. Und weil der Kampf der Sittlichkeit gegen die Sinne, einmal wachgerufen, hienieden nicht zu Ende gefochten wird, so muß er nach dem Tode fortgesetzt werden, gleichsam wie in Kaul-

bachs Hunnenschlacht Geist gegen Geist, d. h. Schatten gegen Schatten weiter kämpfen. Weil dem Diesseits bei uns allerwärts ein zweckerfülltes Dasein fehlt, nirgends die Mittel zum vollen Zweck kommen, nirgends Verdienst und Glück in Harmonie ist und die Tugend sich meistens erst zu Tische setzt, wenn das Laster das Mahl verzehrt hat: so muß es und soll es ein Jenseits geben, das diese Unbill ausgleicht, — vielleicht auch ohne Ziel und endliche Zweckerfüllung, also eine Fortsetzung der diesseitigen Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit, eine rastlose, aber endlose Fortsetzung, die wir Unsterblichkeit der Seele nennen. Lust und Unlust, inneres Glück und Unglück sind nach Kant auch nur Wirkung der Erscheinungen; in uns selber steht unabhängig davon das G e w i s s e n, die Vernunft des Subjects, der Cato in uns mit dem kategorischen Imperativ des Sollens. Man hat das an der Lehre des Königsberger Weisen den preußischen, altfritzischen Corporalstock gescholten, unter dessen Fuchtel der arme Recrutenmensch bei kargem Solde tritt. Und je weniger Sold hienieden für den strengen Dienst gezahlt wird, desto mehr muß es im Lande Jenseits Banquiers und Wechselstuben geben, wo Soll und Haben besser ausgeglichen wird! Und die im Jenseits diesen wie allen Widerstreit hebende Kraft ist Gott. Ist Gott der blos Jenseitige, so sind Welt und Natur das Zufällige, Gleichgültige, und nur im Menschengeiste und seinem angeblich reinen Willen kommt gleichsam mondscheinartig und mit sparsam entlehntem Lichte ein Hereinreichen des Göttlichen im irdischen Leben zum Durchbruch. — Hier thut Hegel wie-

der noth zur Ergänzung und Berichtigung Kants, indem, was der Natur und Welt als Gesetz abgelauscht ist, zum immanenten Gott erklärt wird, mithin das Dualistische sich aufhebt, und die alte Leibnitzische, blos prästabilirte Harmonie als vollendete Wahrheit und Wirklichkeit anerkannt wird. In der poetischen Welt der Deutschen haben Schiller und Goethe die zweifache Illustration dessen gegeben, was Kant und Hegel im Gebiete des Denkens angebahnt und erledigt, Schiller mit den Postulaten der Freiheit, Goethe mit den Rechten der Natur. Nach Schiller hat der Mensch an der Wahrheit und Freiheit, an allen höchsten Gütern nur soviel Antheil und Recht, als er zu deren Verwirklichung, zu deren Aufbau mithilft, mitwirkt und mitarbeitet, während Goethe, im ruhig sichern Vollgefühl, daß die Wahrheit auch ohne mein Zuthun, auch objectiv da ist, dem Individuum zuruft: „Was machst du an der Welt! Sie ist schon gemacht!“ Der Gedankengang beider Dichter ist freilich eine Erfüllung der abstracten Gedanken der Philosophie, auf welche diese kaum zu rechnen hat. Kants Lehre an sich, ohne solche Erfüllung und Ergänzung, verlor sich immer mehr in eine bloße Wahrscheinlichkeitsberechnung. Gott wird von der praktischen Vernunft gefordert, und die reine, theoretische Vernunft läßt ihn blos als möglich und wahrscheinlich zu. Aber allmählich gab Kant immer mehr von dem zu, was die Kritik der reinen Vernunft geleugnet; selbst Christus, die Sendung eines makellosen Urmenschen, der sich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich“. Die bloße Kritik des Selbstbewußtseins auf dem

Gebiet des Verstandes und der Empfindung blieb und bleibt den Objecten gegenüber, ohne zu ahnen, daß sie mit ihrem Thun sich selbst ebenfalls ein Object ist. Daß ich mich in einen großen Inhalt hineinempfinde, hineindenke, hineinlebe, dergestalt daß nicht ich in ihm, sondern er in mir mächtig wird, davon ist in der Kant'schen Philosophie keine Ahnung, während ihre Kühnheit, Alles der eigenen Schaffenskraft und Selbsterzeugung des Denkens zu überlassen und verdanken zu wollen, doch nicht so weit reicht, diese schöpferische Thätigkeit des Gedankens aus dem engen kleinen Ich des Subjectes in das große Ganze der Welt zu versetzen. — Der unaufhörlichen Analyse Kants fehlte alle Synthesis.

Fassen wir die Person und die Entwickelung des Mannes ins Auge, um das Räthsel der Widersprüche in seiner Lehre und die Kraft seines Geistes zu verstehen, der es möglich war, unter der Wucht solcher Gegensätze nicht zu unterliegen.

Das von Deutschland so fern liegende Königsberg auf einem Boden, der durch den Ritterorden mit der Kraft rationeller Arbeit deutsch geworden, giebt die richtige Basis, eine Natur wie Immanuel Kant zu erzeugen und zu tragen. So fern vom Schooße des deutschen Lebens, besitzt die Stadt am Pregel bei dieser Isolirung eine verdoppelte Regsamkeit, wo nicht gereizte Empfindlichkeit, sich geistig den Zusammenhang zu erhalten, ihn sich stets neu zu erobern. Der geistige Strom eines deutschen Gemeinsamkeitsgefühls an der Ostsee lief damals noch weiter über die preußische Grenze hinaus;

Curland und die russischen Ostseeküstenländer bethätigten, was schon dort die damaligen deutschen Druck- und Verlagsorte zu Mitau u. s. w. bezeugen, weit stärkere geistige Zusammengehörigkeit mit uns als heutzutage. Und Königsberg war mit seiner Hochschule ein eifersüchtiger Sitz des Deutschthums dort, welches Preußens Regierung in unseren Tagen vom politischen Bundesvereine wieder ausschied, um sich den Schein einer europäischen, nicht blos deutschen Großmacht zu erhalten, während Rußland unter Nicolaus die deutschen Elemente in den russischen Ostseeprovinzen beschränkte und abtödtete. Angezweifelt und bedrängt, mußte sich deutscher Geist und Sinn in Königsberg mit um so mehr Hartnäckigkeit waffnen, um bei so preisgegebener Lage slavischem Andrange gewachsen zu sein. Auf polnische Elemente sah sich Königsberg als Handelsstadt wie Danzig gewiesen. Im Frühjahre wimmelte der Pregel von jenen Wittinnen, den wie Flöße leicht zusammengefügten Flußfahrzeugen, die sich nach Verkauf der herbeigeführten Waaren selbst als Waare feilbieten, um nicht zurückzukehren. Englische und holländische Seeschiffe drangen vom frischen Haff in die Pregelmündung herein, um den „holländischen Baum" innerhalb der Stadt mit den Flaggen fremder Völker und der Perspective ferner Erdtheile zu einem Weltplatz zu machen. Innerhalb des Verkehrs der Flußschifffahrt, in der Sattlergasse, lag das Haus, wo des Mannes Wiege gestanden; das von ihm später erworbene, von 1783 bis zu seinem Tode im Jahre 1804 von ihm bewohnte Haus, das auf einer Marmorplatte jetzt die In-

schrift trägt, liegt mehr im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Schlosses.

Auf dem Philosophendamme hielt später der weltberühmte Magister, regelmäßig wie eine gute Uhr, seine Spaziergänge; der Knabe Immanuel aber durchstrich auf jedem Gang zur Schule das bunte Gewühl des Lebens an Strand und Hafen. Man hat es verwunderlich gefunden, daß ein Mann von solcher Wissenslust im langen Leben niemals über Pillau, sieben Meilen über Königsberg, hinausgekommen. Aber Bruchstücke der Welt führte ihm der Handel hier zusammen, und den Verkehr mit Vertretern aller Nationen, ihm sehr nöthig bei seinem Interesse für Reisen und Weltfahrten und für ein Lieblingsthema seiner Vorträge, physische Geographie und ethische Völkergeschichte, setzte er Zeitlebens fort, namentlich seitdem er Mittags regelmäßig Tafel hielt, Menschen aller Stände an seinen Tisch lud und von diesen seinen Gästen mancher Vielgereiste, mancher Seecapitän ihm zutrug, wovon der Philosoph mit seinem Bienenfleiß den Honig, den geistigen Extract in seiner sonst einsamen Zelle zusammentrug und zum wissenschaftlichen Gewinn ausbeutete. Sein Vater war ein nicht eben bemittelter, ehrsamer Sattlermeister, der sich noch Cant schrieb wie seine in Schottland heimischen Vorfahren. Erst der Philosoph schrieb seinen Namen mit K, weil es ihm lästig war, das Kantige darin durch Verwechselung des C mit Z im Munde der Leute entstellt zu sehen. Seinen innern, geistigen Zusammenhang mit dem ursprünglichen Heimathlande seiner Familie wies ich schon nach bei

Erwähnung der Anlehnung seiner Philosophie in ihren Anfängen an Locke, Hume, Hobbes. — Ein Anverwandter der Familie gab die Mittel, daß der lernbegierige Knabe studieren konnte; schon 1740, in seinem sechzehnten Jahre und zufällig im Jahre, wo König Friedrich die Regierung antrat, bezog Immanuel Kant die Universität. Anfänglich als Theolog; aber schon das Collegium Fridericianum hatte mit orthodox finsterer Strenge den Sinn des Knaben feindlich berührt; als Student der Theologie, wie es Sitte war, hatte er predigen müssen, weil das zum Broterwerb gehörte, sich aber dann mit seinem hellen Kopfe für Mathematik und Philosophie entschieden. Beide Wissenschaften liefen bei ihm Zeitlebens in einander, so daß er, auch als er auf der Sonnenhöhe seines Denkens stand, die Metaphysik für bankerott erklärte, weil ihren Beweisen die mathematische Evidenz abging; er verwechselte offenbar das blos Richtige eines Rechenexempels mit dem was den Namen des Wahren verdient. Neun Jahre lang war Kant in drei verschiedenen Familien Hauslehrer auf dem Lande, zuletzt in der Familie eines Grafen Kayserling, der den Winter über in der Stadt lebte und dessen Gattin, eine geborne Reichsgräfin von Truchseß zu Waldburg, einen geistvollen Kreis um sich versammelte. Hier erhielt Immanuel Kant den Schliff weltmännischer Sitten, deren Feinheit und Grazie seinem eigenen Sinne entsprach. Man rühmte an seinen Umgangsformen, an seiner Erscheinung in der Eleganz ausgewählter und doch unscheinbarer Kleidsamkeit, und was noch mehr sagen will, auch an seinem Er-

zählungston das Muster gesellschaftlicher Bildung. Was Naturell oder Angewöhnung darin war, erschien doch wie ein Facit seines räsonnirenden Calculs. Mit diesem Verstandescalcul glaubte er auch alle Stoffe der Welt, alle Elemente der Vergangenheit und Gegenwart, ja die Zukunft sammt den Geheimnissen Gottes bezwingen, d. h. wie er's meinte: ausrechnen zu können. Kam er darin zu einem negativen Facit, so stand es schlimm, wie er sagte; mit den Factoren, die ihm dazu verhelfen gesollt und ihn im Stiche gelassen. Das Loch a priori im Boden seiner Rechnung merkte er Anfangs nicht; er gab es auch später nicht zu, räumte aber ehrlich die leere Stelle ein und suchte die Lücke von hinten her zu stopfen. Oder soll man sagen, er habe das Loch im Aermel wohl offen eingestanden, aber die leidige Nothwendigkeit von dessen Existenz behauptet, nachträglich aber nicht Flicken aufgesetzt, sondern von unten Tuch untergelegt, um die leider eingestandene Mangelhaftigkeit zu vertuschen! Ein armselig Flickwerk aber blieb bei alledem die gesammte Welt nach innen und außen. Kant in seiner Ehrsamkeit war nie frivol im Ganzen und Großen, höchstens nahm seine Casuistik in einzelnen kleinen Fällen diesen Anstrich; zu den kleinen Fällen gehörte freilich auch das Interesse für das schöne Geschlecht, das er fast zu den nothwendigen Uebeln in Anbetracht der Fortsetzung der Menschheit rechnete, oder wenn er z. B. pedantisch clausulirte, ob die künstliche Kuhpockenimpfung als Eingriff in die Rechte der Natur sittlich berechtigt sei. Mit der Zeit nahm bei steigendem Ruf und wach-

senden Triumphen sein heller Kopf mit dem breiten eckigen Denkkasten, der gesenkten Haltung und dem vorsichtigen Ausschauen der blauen klugen Augen den Anstrich einer Siegesgewißheit, einer stets lächelnden Sicherheit an, die sich freilich stets sehr vorsichtig und weise hinter den Grenzen solider Bescheidenheit hielt. Die festesten Endschlüsse seines Denkens begrenzte Kant doch allezeit so sehr, daß sie nie die Anmaßung des Abschlusses, wie bei Hegel, verriethen, sondern wie neue Fragezeichen in die Arbeitsamkeit kommender Zeiten und Geister hinausragten. An riesenhafter encyklopädischer Arbeitsamkeit waren Beide sich gleich, Beide gleich tief in der Führung dialektischer Denkprocesse; aber Hegel war plump und Kant sehr fein, wenn auch pedantisch und prüde. Die gediegene Grazie seines Wesens muß auch persönlich einen Zauber ausgeübt haben. Ohne den Fanatismus der heranrückenden Sturmzeit zu theilen, — er verrechnete sich auch, wie Klopstock und Andere, in seiner Zuversicht zur französischen Revolution, — faßte er doch sympathisch, aufmerksam bis in seine feinsten Nervenspitzen, die Extreme der Zeitgedanken und Zeitereignisse ins Auge, ihre logische Nothwendigkeit fest, kühl und besonnen sich zusammenlegend, in stiller Zuversicht und Hoffnung auf nicht ausbleibende Harmonie aller Kräfte, selbst wenn sie, mit Sturmwind losgelassen, einen Vernichtungskampf gegen einander begannen. Schon 1784, noch ohne alle Ahnung eines politisch sich entwickelnden Kosmopolitismus, schrieb Kant seine „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". So vorgreifend tastete

er sich in seinen abstracten, von außen unberührten Gedankengängen dem Ideengehalt der kommenden Zeit beim Ausgang des Jahrhunderts entgegen. Der Philosoph der Aufklärung aus König Friedrichs Epoche war ein Weltbürger, ein deutscher Kosmopolit.

Mit den Hauptdaten im Leben Friedrichs des Großen lassen sich auch Kants Lebensmomente bequem zusammenfassen. Kurz vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges begann Kant seine fünfzehnjährige Privatdocentschaft an der Hochschule zu Königsberg, die er 1740, im Jahre, wo Friedrichs Regierung begann, als Student bezogen hatte. Seine erste, 1746 erschienene Schrift von Belang hatte und hat noch die Wichtigkeit, daß sie sich gegen eine blos mechanische Auffassung der Materie erklärte. Er entwickelte darin die Theorie des Himmels, das System der ewigen Bewegung der Sterne nach einfach festem, ruhigem Gesetz. Er hätte dies Gesetz, diesen *νοῦς* der Welt, leicht für Gott erklären können, um die Nothwendigkeit des Daseins eines göttlichen Wesens schon auf dieser Stufe, im Reiche der Natur, für bewiesen zu halten. Es giebt eben deshalb schon einen Gott, weil die Natur kein Chaos sein kann. Kant war zu bescheiden, um seine ewige Analyse schließlich mit der Dreistigkeit Hegels in eine Synthesis zu verwandeln. Immer wollte er nur lehren, wie man lernen müsse, immer nur anleiten zum Philosophiren, nie systematisch eine Philosophie geben, die Hegel wie in Katakomben abschloß.

Kants Vorlesungen wurden in Königsberg zur Mode,

zur Leidenschaft für alle Stände; polnische Starosten zogen herbei, daran theilzunehmen; ein Prinz von Holstein-Beck, Militärcommandant, war eifriger Zuhörer; bei der langjährigen Besetzung der Stadt von russischen Truppen geizten die Generale des damals feindlichen Heeres nach deutscher Aufklärung aus Kants Munde; eine ganze Reihe preußischer Staatsmänner hat bei ihm dauernd ihre Schule gemacht. Ganz unbekümmert um die kriegerischen Stürme, die um Schlesiens willen ganz Deutschland durchtobten, ja halb Europa erschütterten und die Existenz des Staates Preußen fraglich machten, — ganz umbekümmert um solch äußeres Weltgewühl, säete Kant im kühlen, ruhigen Königsberg die Körner seiner reinen, d. h. abstracten Vernunft, Körner, die vielleicht später in langer Friedenszeit, wo Preußen und Deutschland ausruhten, weit rascher und segensvoller aufgegangen wären, hätte der König der Aufklärung mit dem Magister der Aufklärung gemeinsam sein Werk vollführt. Im Jahre des Hubertsburger Friedens, 1763, concurrirte Kant bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in Beantwortung der Frage „über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral". Er erhielt das Accessit, Moses Mendelssohn den Preis. Die Achtung Beider blieb gegenseitig, die Nichtachtung Beider von Seiten des Königs gleich groß. Deutsche Kräfte, auch wo sie am Werk der Aufklärung gemeinsam arbeiteten, hielten sich wie Atome getrennt; — was Wunder, daß der Segen ausblieb, um das Geschlecht im Ganzen und Großen zu erfassen und der Na-

tion zur durchdringenden, auch politisch fertigen Gestalt zu verhelfen! Der Tod des Königs fiel in Kants erstes Rectorat; die Huldigungsrede, die er dem Nachfolger bei seinem Erscheinen in der alten Krönungsstadt hielt, wurde von Friedrich Wilhelm II. mit Hochachtung und Anerkennung erwidert, denn der neue König bedurfte zu seinem Regiment des alten Ruhms auch auf dem Felde des Wissens, um die trockene Härte des alten verknöcherten Systems zu lösen und zu mildern.

Es fehlte auch sonst nicht an einigen Gunst- und Gnadenbezeigungen unter dem neuen Herrscher; allein keine acht Jahre vergingen und die Arroganz eines königlichen Religionsedicts suchte allen Fortschritt des Jahrhunderts zu verhindern, die Freiheit der Forschung zu beschränken, für den französischen Umsturz die deutsche Wissenschaft verantwortlich zu machen und die Aufklärung, als angebliche Quelle der Revolution, statt sie wissenschaftlich in sich selbst sich ausleben und sich widerlegen zu lassen, polizeilich zu verbieten. Auf König Friedrich war sein Gegensatz, aber im schlimmen Sinne, gefolgt, auf einen Spartaner ein Sardanapal, auf die liberale Despotie eine weichliche Auflösung der harten Zucht und Sitte. Ein Rückschlag von Friedrich war nach menschlichem Ermessen nothwendig, Preußen war zu jäh emporgeschnellt, um sich auf dieser kecken und angemaßten Höhe zu behaupten; aber ein Rückschlag zur Herrschaft der Genußsucht und Schlemmerei, in deren Zügel jederzeit gern die Heuchelei der Pietisten greift, konnte nur zur innern Vernichtung

führen. Das königliche Rescript mit Wöllners Unterschrift, das auch Kant in das Religionsedict einbegriff, datirt vom 1. October 1794; es verdient in unserer Schilderung als Document deutscher Entwickelung herangezogen zu werden. Auf die Nichtbeachtung deutscher Wissenschaft und Litteratur von Seiten eines französisch seinem Volke entfremdeten Königs folgte von oben herab die gänzliche, noch um vieles mit mehr Hochmuth und Anmaßung gewappnete, dreiste Geringschätzung deutscher Geisteskraft und Arbeit. „Unsere höchste Person", heißt es darin, „hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in andern kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch Eure Pflicht als Lehrer der Jugend verletzt, und gegen Unsere, Euch sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Reni-

tenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." — Ab extra stand als Adresse auf dem Erlaß: „Dem würdigen und hochgelahrten Unserem Professor, auch lieben, getreuen Kant." — Gleichzeitig wurden alle theologischen und philosophischen Docenten in Königsberg durch Namensunterschrift verpflichtet, über Kants Buch keine Vorlesungen zu halten; neu ernannte Professoren mußten einen Revers ausstellen, nichts vorzutragen, was dem Religionsedict zuwider laute.

Welchen innern Kampf der Altmeister der Aufklärung bestand, als er seit 1795 seine Collegien auf Logik und Metaphysik beschränkte, bezeugt ein aus seinem Nachlaß von Schubert im Leben Kants mitgetheilter Zettel folgenden Inhalts: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Falle, wie der gegenwärtige, ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Dazu gehört, was er schon 1766 in einem Briefe an Mendelssohn über seinen „Charakter der Aufrichtigkeit" schrieb: „Zwar denke ich vieles mit der allerkläresten Ueberzeugung und zu meiner großen Zufriedenheit, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke." In seiner Scheu, schädlich zu wirken, nicht in Menschenfurcht lag der Grund dieser seiner Gesinnung. Hatte er doch schon in der zweiten Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft" manches, was allzu grell gegen die offenbarte Re-

ligion verstieß, fallen lassen, dergestalt daß in unsern Tagen Arthur Schopenhauer gegen das Gewebe von Widersprüchen in Kants Lehre eiferte und Rosenkranz in der Gesammtausgabe der Kant'schen Werke sich entschloß, die erste Abfassung jenes Grundbuchs im Druck wieder aufzunehmen. Zarte Besorgniß und Furcht vor übertreibenden Folgerungen aus seiner Lehre war es auch wohl, wenn sich Kant auf das bloße Gerücht hin gegen Fichte erklärte und dessen Wissenschaftslehre als Irrthum verwarf. Seine Rechtfertigungsschrift auf den königlichen Erlaß wider ihn veröffentlichte Kant erst vier Jahre später, nach dem Tode des Königs. Sie ist umfassend, gründlich, ehrenhaft und zugleich klug. Er widerlegt daß sein Buch, das „gar keine Würdigung des Christenthums" enthalte, eine „Abwürdigung desselben" verschulde. Das Wesentliche einer Religion bestehe in dem „moralisch Praktischen", wogegen „das, was wir auf historische Beweisgründe zu glauben Ursache haben (denn hierbei gelte kein Sollen), d. i. die Offenbarung, als an sich zufällige Glaubenslehre, für außerwesentlich, darum aber doch nicht für unnöthig und überflüssig angesehen wird, weil sie den theoretischen Mangel des reinen Vernunftglaubens zu ergänzen dienlich" sei. Die Zusammenstimmung des Christenthums mit dem reinsten moralischen Vernunftglauben sei die beste und dauerhafteste Lobrede auf dasselbe, und eben dadurch, nicht durch historische Gelehrsamkeit, sei „das so oft entartete Christenthum immer wieder hergestellt." — Es war Treue gegen sich selbst, wenn Kant dabei blieb, es sei besser, wenn die Philo-

sophie der Theologie die Fackel vor-, nicht ihr die Schleppe nachtrage; die Philosophie hat ihren Anker in sich selbst. Für Alles, was er gelehrt, lautet Kants Rechtfertigungsschreiben am Schluß, werde er mit seinem 71. Lebensjahre nun wohl bald einem Weltrichter als Herzenskündiger Rechenschaft ablegen, was er mit Gewissenhaftigkeit thun könne. „Als getreuester Unterthan der Majestät seines Landes" erklärte er aber feierlichst, sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge und Schriften, die Religion betreffend, gänzlich zu enthalten. Und jenen Ausdruck wählte er, nach seinem eigenen Geständniß, wohlweislich, damit er nicht der Freiheit seines Urtheils in diesem Religionsproceß auf immer, sondern nur so lange Se. Majestät am Leben, entsagte. Er nahm es also für einen, speciell aus der Persönlichkeit des damaligen Monarchen herfließenden Handel, nicht für eine nach menschlichem Ermessen nothwendige Reaction des unter Friedrich allzu keck und ohne Scheu vor Göttern und Menschen herausgekehrten Fortschritts in Preußen.

Wohl möglich, daß seit dieser Bedrängniß der freien Wissenschaft das siegesgewisse Lächeln im Antlitz des greisen Magisters schwand. Er hatte mitten in den Stürmen des siebenjährigen Krieges, selbst unter den russischen Bajonetten, ungestört nach dem Ding-an-sich forschen können, und nun sollte er, weil das Königthum Angesichts der französischen Revolution für seine Existenz zitterte, die Diogeneslaterne, mit der er das Absolute am hellen lichten Tage Zeitlebens gesucht, wenn auch nicht gefunden, plötzlich auslöschen!

Vollständig apathisch gegen den Lärm der äußern Welt, hatte er bisher auf seinem Katheder gesessen; — wäre Ostpreußen russisch geworden und geblieben, er hätte vielleicht ebenso ruhig weiter geforscht und mit ganz abstractem Oel seine deutsche Lampe weiter genährt und gespeist; — und nun sollte sein Denkproceß theilhaben an der Verworrenheit, die „draußen" in der Welt heranstürmte, seine Philosophie Rücksicht nehmen auf die Verlegenheiten der Throne und Fürsten! Staat und Philosophie waren beide gleich abstracte Dinge geworden in Deutschland, gleich sehr dem Schooß des volksthümlichen Lebens entfremdet, und statt sich nun die Hände zu reichen, um sich zu helfen in ihrer Noth, befeindeten sie sich, und die Philosophie sollte verantwortlich sein für den Umsturz des Staates, der nach fremdem Muster zur hohlen Maschine einer angeblich liberalen Despotie über sklavische Unterthanen geworden war!

Das trübte zweifelsohne das Alter Kants, störte die Zeitlebens mit pedantischem Eifer festgehaltene Regelmäßigkeit seiner Haltung und Stimmung. Er hatte sonst Alles gethan, um in seiner Junggesellenwirthschaft jede Störung unmöglich zu machen. Die Befürchtung, ein eheliches Leben, diese systematische Gemeinschaft mit einem Frauenzimmer, würde das regelrechte Behagen seiner höchst weise eingetheilten Lebens- und Tagesordnung beeinträchtigen, hatte ihn vor diesem „Institut" bewahrt, dessen raison, wie er definirte, in der Mission der Fortpflanzung, und dessen Rechte und Pflichten in der „gegenseitigen Benutzung der Geschlechtseigen-

schaften" bestand. Aus „reinen" Vernunftgründen war er in der That in seinen mittleren Jahren zweimal nahe daran gewesen, die abstracte Freiheit seines persönlichen Junggesellen-Ichs zu opfern. Eine junge Wittwe von auswärts, zum Besuch bei Verwandten in Königsberg, erzählt man, hatte einen „Reiz mit Interesse" auf ihn geäußert. Das „Schöne" definirte Kant als das, welches unser „Wohlgefallen ohne alles Interesse" errege. Plötzlich fühlte er für die junge Wittwe ein Wohlgefallen mit dem entschiedenen Interesse, den Gegenstand, der ihm diese Empfindung einflößte, zu besitzen. Allein seine Gewissenhaftigkeit legte ihm zuvor das Rechenexempel vor, seine Einkünfte bei den muthmaßlich zu vermehrenden Ausgaben für solchen Fall zu prüfen, und diesen Calcul machte er so gründlich und gediegen, daß die liebenswürdige Wittwe, bevor sein Facit fertig war, sich schon anderweitig umgethan und verheirathet hatte. Ein zweites Mal war er einem jungen Mädchen gegenüber ein eben so schwieriger Calculator, so daß die Neigung ebenfalls in abstracto verblieb. Die Einbuße an Familienleben verschuldete zum Theil auch vielleicht seine profane Auffassung der Ehe. Ihm war das naturgerechte und das romantische Bedürfniß der Creatur, die nach Befreiung vom vereinzelten Ich wie nach Erlösung schreit, ein unbekanntes Ding, entweder ein Nonsens oder eine Unbedeutendheit blos sinnlicher Regung, von der er kaum Notiz nahm. Sein Lampe, der ihm dreißig Jahre lang treu gedient, ihn dreißig Jahre lang täglich um fünf Uhr geweckt, um ihm täglich die thönerne Morgenpfeife zu stopfen

und Fidibus dafür gefalzt, dieser Lampe war schon lange Jahre verheirathet, ohne daß sein Herr eine Ahnung davon gehabt, bis dieser plötzlich, als er bereits ein zweites Mal in den heiligen Ehestand treten wollte, zu seiner Ueberraschung diese Entdeckung machte. In diesem Lampe hatte der weise Magister sich aber auch sonst noch getäuscht. Lampe war nicht blos ein heimlicher Ehemann, er war auch ein heimlicher Säufer. Nach dreißig Jahren machte der Philosoph, der kein Ding-an-sich, sondern nur dessen Erscheinung begreifen wollte, diese zweite Entdeckung, und zwar dergestalt, daß er sich des Trunkenbolds, der ihm eines schönen Tages in taumelndem Zustande hart zu Leibe ging, kaum erwehren konnte. Von Lampe, der in dessen Folge sein Haus verließ, hat Kant nie wieder reden und hören mögen, und als er sich dennoch entschloß, ihm ein Almosen zuzuwenden, geschah's unter der Bedingung, ihm nie wieder vor Augen zu treten.

Die hohe Arbeitskraft seines Geistes blieb unausgesetzt in Thätigkeit bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1804, obschon die zunehmende Schwäche seiner Sinne Schonung gebot. Auch über die Länge des Lebens suchte seine Denkkraft gebieten zu können; zu Hufelands „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", schrieb er gleichsam als metaphysische Ergänzung die Abhandlung „Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein". Beim Beginne des abermals neuen Regimentes in Preußen, das nicht besser als mit der Aufhebung des Religionsedicts zum Scepter greifen konnte, entschädigte

sich der greise Kant für die Schmach des langen Schweigens in Sachen der Freiheit der Wissenschaft. Er behauptete, die reine Vernunft sei nicht so keck, sich zuzutrauen, in Sachen der Religion sich selbst genug sein zu können, aber sie fordere, daß man ihr den übernatürlichen Beistand des Heils erst darbiete, wenn sie mit ihrer Weisheit Mathäi am Letzten stände.

Das war wieder, wie Rosenkranz äußerte, der Januskopf an der Philosophie des Alten. Kant erklärte den Bankerott der bisherigen Philosophie für Vergangenheit und Gegenwart, aber er hielt ihr die Möglichkeiten offen, selbst wenn er keinen Rath mehr wüßte, wie die in eine Sackgasse verlaufene Kritik ohne Umkehr einen Ausweg finden könne. Daß das große Zeitalter der deutschen Aufklärung trotz seiner Charakterkraft bankerott wurde an der Erforschung der Heilswahrheiten des Lebens, die Titanen des alten Jahrhunderts den Himmel wohl anstürmen, aber nicht überwältigen und erobern konnten, wird wohl damit erklärbar, daß in und trotz ihrer subjectiven Kraft sich zugleich die objective Unzulänglichkeit ihres Thuns verrieth. Sie wollten die Wahrheit als ein Product ihrer eignen, atomistisch vereinzelten Schöpferkraft erzeugen, Himmel, Hölle und Erde sollten die Kinder ihres eignen Willens sein, während die Wahrheit im Raum der Natur und des Geistes ein Object ist, in das sich einzuleben Sache und Arbeit des Einzelwesens ist. Sie übersprangen die Elemente, die zwischen Individuum und Menschheit liegen, knüpften ihr Herz ans allgemeine Weltenherz, erkann-

ten nicht einmal ein Volk an, das sich social und politisch seinen eigenen besondern Heerd zu erbauen hat, um auf gegebener Scholle die höchsten Güter des Lebens zur Erscheinung zu bringen, unterwarfen sich keinem Gesetze der Mutter Natur, keinem Gesetze eines allgemeinen Volkswillens, beugten sich keiner Satzung, keiner Sitte, die nicht ihr eigenes Ich sich erst selber geschaffen. Und während noch Goethe von einer Weltlitteratur träumte, zerfiel schon um ihn her die Sache des Fortschritts der besondern Freimachung des eignen Volkes, wie sie Schiller im Tell gesungen und gelehrt. Die Sache der Wahrheit und der Freiheit mußte erst Sache des eignen Volkes werden, bevor sie zur Sache der Menschheit wurde. Dieser Rückschlag war eine Nothwendigkeit, wie immer, wo sich der Fortschritt ins Weite, ins Bodenlose verirrt, sich aller national und geschichtlich gegebenen Stoffe und Bedingungen entschlägt. Die Ideen aber werden mit dem neuen Jahrhundert mächtiger als die Menschen und die Charaktere. Dies lehrt die Reihe der Gestalten, die nach den Männern der Aufklärung dem Schooß unserer Nation entstiegen.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.





